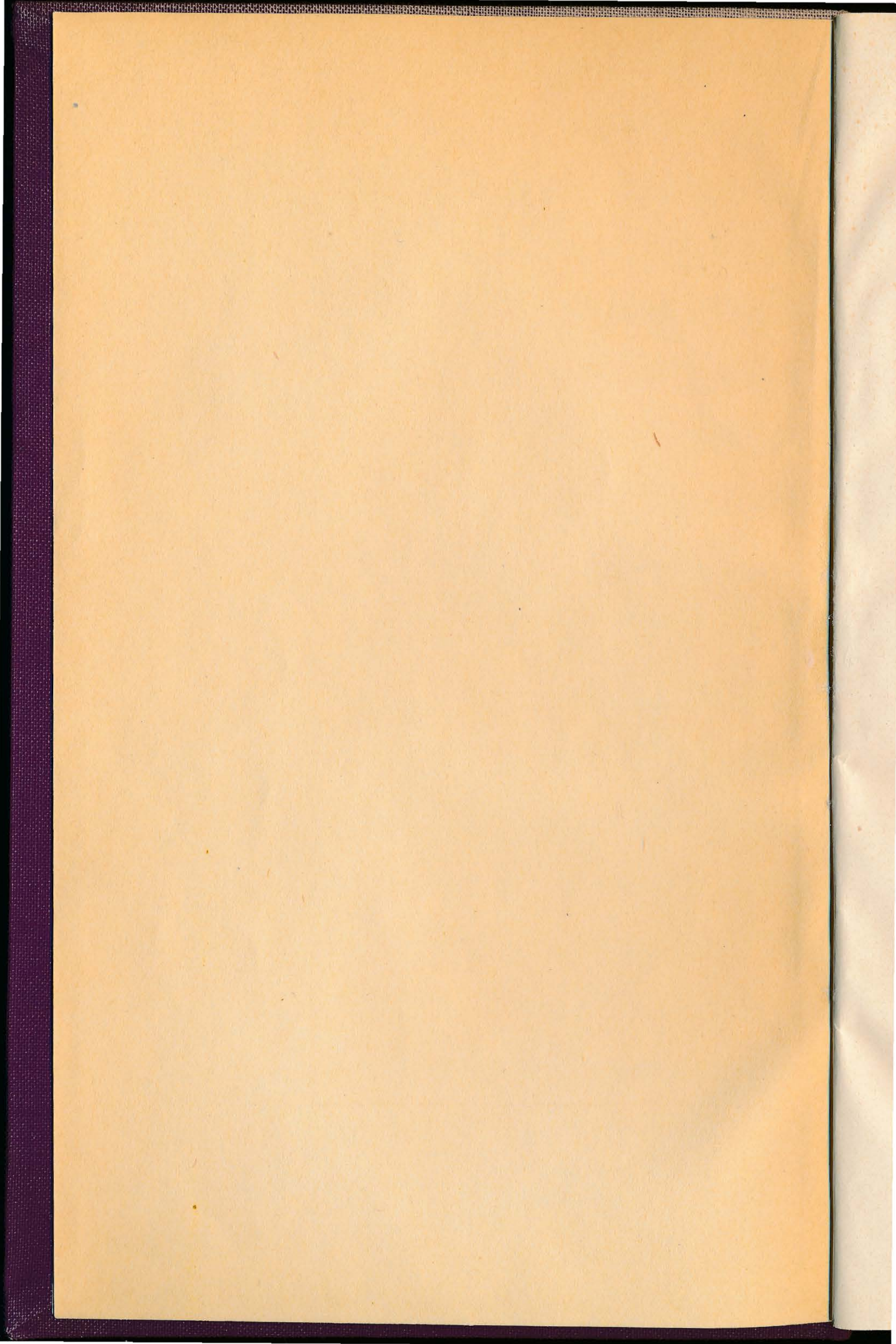
Dr. Hans Schmidt

Verkehrte Geschlechtsrichtung

Transvestitischer Roman



Verkehrte Geschlechtsrichtung

Seltenes transvestitisches Lebensschicksal

von

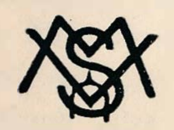
* * *

Roman

Der Oeffentlichkeit übergeben

von

Dr. Hans Schmidt



Max Spohr Verlag, Leipzig



Im Herbst des Jahres 1876 war es, als ich auf einem der schönsten Güter im Süden Deutschlands das Licht der Welt erblickte — als zweites Kind nach einer um ein Jahr älteren Schwester. Mein Vater, der außer dem Gut, auf dem ich geboren wurde, noch eine palaisartige Villa in einer der süddeutschen Residenzen besaß und über ein schier unermeßliches Vermögen verfügte, übte keinen besonderen Beruf aus.

In seiner Jugend hatte er Kunstgeschichte studiert, und die Kunst war es denn auch, der er im weiteren Leben sein ganzes Interesse zuwandte. Als selten verständige Genossin in seiner hohen Bewertung der Kunst hatte er meine gute Mutter, mit der er in glücklichster Ehe lebte. Alles, was wirkliche Kunst war, durfte des größten Interesses meiner Eltern sicher sein.

Wer aber die Kunst mit so ganzer Seele liebt, bei dem muß auch unbedingt der Schönheitssinn ganz ausnehmend fein ausgebildet sein. Und wahrhaftig, wenn bei jemandem, so war dies bei meinen Eltern der Fall. Alles Schöne zog sie mit unwiderstehlicher, fast magischer Gewalt an, während alles Häßliche ihnen einen ausgesprochenen Widerwillen und förmlichen Ekel einflößte.

Als Ausbund alles Häßlichen erschien meinen Eltern aber — und besonders meiner Mutter — die damals und auch heute noch allgemein übliche Knabenkleidung. Ein kleiner Junge in Hosen und mit kurz geschorenem Kopf war in ihren Augen nichts anderes als eine traurige Karikatur.

So war es denn ganz selbstverständlich, daß ich, obgleich ein normaler Knabe, keine Hosen erhielt, sich vielmehr nicht nur meine Haare zu natürlicher, prachtvoller Länge entwickeln konnten, sondern ich selbst auch stets wie mein Schwesterchen, mit anderen Worten wie ein niedliches Mädel in Röckchen und Spitzenhöschen gekleidet wurde. Ich betone mit besonderer Absicht das Wort „niedlich". Unsere Kleider waren zwar in der Form — mit Ausnahme einiger besonders eleganter Spitzen- und Stickerei-Kleidchen für Festlichkeiten und dergleichen — wie richtige Kinderkleidchen verhältnismäßig einfach. Dafür aber waren sie ausnahmslos aus denkbar feinstem Material verfertigt und überaus zierlich gearbeitet. Während der wärmeren Jahreszeit sah man uns ausschließlich in Weiß, je nachdem in schmucklosen Leinenkleidern mit und auch ohne Gürtel oder in niedlichen Spitzen- oder Stickerei-Kleidchen mit seidener Schärpe. Einen besonderen Reiz erhielten unsere Kleider dadurch, daß sie — jedenfalls für die damaligen Verhältnisse — außergewöhnlich kurz waren, knapp bis zu den Knien reichend. Dies aber hatte den Vorzug, daß unsere unvergleichliche, entzückende Wäsche in ihrer ganzen unbeschreiblichen Schönheit besser zur Geltung kam.

Ja, unsere Wäsche! Konnte es etwas Himmlischeres, etwas Entzückenderes geben als sie? Ohne Zögern antworte ich mit „Nein! Nie und nimmer!" Kein Stück gab es, das nicht aus feinstem Batist verfertigt gewesen wäre. Und jedes Hemdchen, jedes Höschen, jeder Unterrock, jedes Mieder war in so reichem Maße mit den duftigsten, auserlesensten Spitzen und Stickereien, mit seidenen Bändchen und Schleifen verziert, daß das Herz jedes Dollarprinzeßchen beim Anblick dieser feenhaften Pracht in Verzückung hätte geraten müssen.

Dies dankten wir dem ungewöhnlich feinen, vornehmen Geschmack meiner Mutter, der für wahrhaft schöne Wäsche kein Preis zu hoch war, und die für wahrhaft schöne Spitzen und Stickereien eine geradezu schwärmerische Liebe empfand.

Und Gott Lob! Diesen vornehmen Geschmack und diese — fast möchte ich sagen — tiefe Verehrung für schöne Spitzenwäsche habe ich von meiner Mutter geerbt.

So habe ich auch weiterhin nicht nur als Kind, sondern auch als Jüngling und selbst als Mann bis auf den heutigen Tag meinen Leib nur mit dem Schönsten und Kostbarsten an Wäsche geschmückt, das ich ausfindig machen konnte. Nie hat meinen Körper ein anderer Stoff berührt als feinster, zartester Batist, und nie fehlten an diesem die köstlichsten, zartesten Spitzen und Stickereien. Und sie fehlen auch heute noch nicht, wo ich bereits seit geraumer Zeit das 40. Lebensjahr überschritten habe.

Ein gleich vornehmer Geschmack hatte meine Mutter immer bei der Auswahl unserer Fußbekleidung geleitet. Über den fast ausnahmslos seidenen Strümpfen oder Socken trugen wir nur zierliche ausgeschnittene, schleifen- oder spangengeschmückte Lackschühchen oder Knöpfstiefel. Und was für Knöpfstiefel! Nur aus allerfeinstem Chevreauleder mit weißseidenem Futter und, sofern sie schwarz waren, in der Regel mit ganz feinem, weichem Lackbesatz, so unendlich zierlich und elegant gearbeitet, wie sie nur aus der Werkstatt unseres großen Pariser Schuhkünstlers hervorgehen konnten. Das waren, weiß Gott, keine derben Knabenstiefel. Nein! Diese federleichten Kunstwerke waren einer Prinzeß aus königlichem Geblüt würdig.

Und wie mit der Wäsche habe ich es auch mit der Fußbekleidung mein ganzes Leben lang gehalten. Nie habe ich etwas anderes als zierliche Schühchen oder Knöpfstiefel getragen. Schnürstiefel, und mochten sie noch so elegant gearbeitet sein, konnte ich nie leiden. Es ist schlechterdings unmöglich, daß eine Dame, und mag sie noch so hoch stehen oder noch so reich sein, jemals eleganteres Schuhzeug an ihren Füßchen gehabt hat als ich. Mein Schuhwerk ist immer ein wahrhaft künstlerischer Schmuck für sich gewesen und ist es auch noch heute.

Ebenso wie die Stiefel waren auch unsere Kleider und Wäsche vom ersten bis zum letzten Stück Maßarbeit erster Pariser Häuser. Im Frühling und Herbst jeden Jahres fuhren wir nach Paris, um unsere Ausstattung neu zu ergänzen. Und schon als 8- bis 9 jähriger Junge war i ch es, der meiner Mutter bei der Auswahl der zu verarbeitenden Stoffe und bei der Bestimmung der Machart mit meinem Rat zur Seite stand. Schon damals hatte ich nicht nur eine von wahrer Begeisterung getragene Liebe, sondern auch ein staunenswert feines Verständnis für all diese duftigen Herrlichkeiten. Und was anderen Jungens ein Greuel sein soll, stundenlang beim Schneider, Wäschelieferanten, Schuhmacher usw. umherstehen, aussuchen und anprobieren, für mich war es ein echter Hochgenuß.

Außer den bereits genannten Kleidungsstücken verfügten wir noch natürlich über alles andere, was das Herz eines kleinen Mädchens erfreuen kann, als da sind niedliche Schürzen, Schleier, Hüte, Mäntel, Handschuhe, seidene Strümpfe mit wundervollen Strumpfbändern u. dergl.

Auch der Schmuck fehlte selbstverständlich nicht. Ebenso wie mein Schwesterchen trug auch ich Halsketten, Armbänder, Ringe, sowie im Haar, das in seiner prachtvollen Fülle und ungewöhnlichen (d. h. selbst für ein Mädchen ungewöhnlichen) Länge dem meiner Schwester in nichts nachstand, seidene Schleifen und zierliche Spangen.

Obgleich ein Jahr jünger, war ich ebenso groß wie meine Schwester, und obgleich ein Junge, hatte ich genau so feine Glieder, genau so zarte Gelenke, genau so kleine, schmale Hände und Füße wie sie. Wir waren mit unseren ebenfalls ideal schönen Gesichtszügen — dies Eigenlob sei mir verziehen! — zwei allerliebste, bildhübsche Mädel, die einander glichen wie ein Ei dem anderen. Jedem Fremden, der uns zum ersten Male sah, war es unmöglich zu bestimmen, wer von uns der Knabe und wer das Mädchen sei.

Soweit das, was ich hier niederschreibe, in meine früheste Kindheit fällt, weiß ich es natürlich nur aus den alten Fotografien von damals und aus den Erzählungen meiner Mutter. Aber abgesehen davon, daß eine Unwahrheit oder Übertreibung absolut sinnlos gewesen wäre, meine gute Mutter wäre einer solchen auch nie fähig gewesen. Im übrigen war ja auch alles noch genau so zu den Zeiten, deren ich mich selbst noch sehr gut entsinne.

Als ich 7 Jahre alt war, starb mein Schwesterchen. Aber ich wurde 8, ich wurde 10, ich wurde 12 Jahre alt, ich wurde noch viel, viel älter, und trotzdem blieb ich, obgleich geschlechtlich ein normaler Junge und später Mann, ein mit raffiniertestem Geschmack gekleidetes weibliches Wesen.

Unrichtig aber wäre es, nun zu glauben, daß ich infolge dieser zierlichen Kleidung ein geziertes, verhätscheltes, kleines Modepüppchen geworden wäre. Im Gegenteil, wenn einer, so war ich ein frisches, fröhliches, lebenslustiges, durch und durch gesundes Kind, für das es beispielsweise nichts Schöneres gab, als an den in unserem herrlichen Park aufgestellten Geräten zu turnen. Ich wußte ja, daß ich ein Junge war und wollte — jedenfalls anfangs — auch ein Junge sein. Gewiß freute ich mich, wenn mich jemand für ein Mädchen hielt, weil ich dies — in meinem Stolz auf meine Schönheit — für eine Schmeichelei, für ein großes Kompliment hielt. Nichtsdestoweniger dachte ich gar nicht daran, aus meinem Geschlecht ein Hehl zu machen. Ein Junge war ich, und ein Junge blieb ich — — —. Doch darüber später.

Nie daß mich meine Röckchen beim Turnen oder ausgelassenen Spiel behindert hätten. Frei vielmehr und ungezwungen fühlte ich mich in ihnen wie ein Fisch im frischen Wasser. Erlitten Röckchen oder Höschen allerdings den geringsten Schaden, sei es nun, daß sie schmutzig wurden oder gar zerrissen, so war ich selbst es, der nach beendetem Spiel usw. aus freien Stücken auf mein Zimmer lief, um

die beschmutzten oder zerrissenen Sachen gegen blendendweiße, unbeschädigte umzutauschen. Unsauberkeit und Unordnung in der Kleidung waren mir von Kind auf verhaßt.

Im übrigen war mir das An- und Umziehen keineswegs eine Last. Im Gegenteil, ich tat es liebend gern. Gab es doch nichts Schöneres für mich, als meinen Körper nach und nach mit diesen zarten, duftigen, spitzenbesetzten Geweben zu schmücken. Sinnend, in meinen eigenen Anblick verliebt, konnte ich dann vor dem Spiegel stehen, ohne zu merken, wie die Zeit verrann. Und wie oft mußte ich durch meine Zofe mit Gewalt vom Spiegel fortgeführt werden! So bedeutete es denn auch mit nichten eine Last, sondern vielmehr eine glückselige Lust für mich, daß ich mich täglich vor dem Diner — wir aßen in der Regel erst um 6 Uhr abends Mittag — umkleiden mußte. Denn wie meine Eltern stets in großer Toilette, d. h. im Frack bez. Gesellschaftskleid erschienen, so durfte auch ich mich zum Mittagessen nur im ausgeschnittenen Spitzen- oder Stickereikleidchen sehen lassen.

Ach ja, stolz, unsagbar stolz war ich auf meine schöne Kleidung. Ich liebte sie schwärmerisch, ach nicht nur schwärmerisch, nein, mit aller Inbrunst und Glut, deren ich fähig war, liebte ich sie . . .

Es gibt keine Worte, um mein Entzücken, das ich schon als Kind über die weibliche Kleidung empfand, zu schildern. Und um nichts, buchstäblich um nichts in aller Welt hätte ich meine schönen, lieben Röckchen und Spitzenhöschen selbst für die schönsten Knabenhosen hergeben mögen. Je mehr Spitzen meine Beine umwallten, umso glücklicher war ich. Und selbst für den zwölfjährigen J u n g e n noch war es ein Festtag, wenn er bei besonderen Gelegenheiten eins der fast nur aus Spitzen und Stickereien bestehenden Festkleidchen anziehen durfte.

Ich weiß es noch wie heute. Wenn wir beispielsweise in die Stadt fuhren und das Wetter war derartig, daß ich einen

Mantel anziehen mußte, dann war ich selig, obgleich eigentlich meine Mäntel — und auch Hüte — durchweg so einfach gehalten waren, daß sie zur Not auch von einem Knaben in Hosen hätten getragen werden können.

Aber die Sache hatte eine besondere Bewandtnis. Denn wenn wir in die Stadt fuhren, und es nicht gerade allzu kalt war, mußte ich immer ein weißes Spitzen- oder Stickereikleidchen anziehen. Und gerade der dunklere Mantel über diesem weißen Spitzenkleidchen war es, der mein Inneres vor Freude aufjauchzen ließ — nicht etwa, weil er das Kleid verdeckte, sondern weil er just so lang gehalten war (diese Länge oder vielmehr Kürze war ganz raffiniert von meiner Mutter mit voller Absicht so bestimmt), daß er unten einen nur wenige Zentimeter breiten Spitzensaum des Kleides freiließ.

Wenn wir dann durch die Straßen gingen und an einem großen Spiegel vorbeikamen, dann war kein Mensch auf der großen, weiten Welt glücklicher als ich. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte stehen bleiben. Und wenn ich dann mein Spiegelbild sah — den großen, langen, gertenschlanken Jungen in dem dunklen Mantel mit dem duftigen, schneeweißen Spitzensaum darunter, die langen, dünnen und doch wohlgeformten Beine in kostbaren schwarzen Seidenstrümpfen, die kleinen schmalen Füßchen in den himmlisch schönen Lackknöpfstiefelchen, an den Händen tadellose Glacéhandschuhe mit darüberhängenden goldenen Armbändern und unter dem Hut hervorkommend die herrlich langen, seidenweichen Haare, im Nacken durch eine breite Schleife zusammengebunden, — ja, wenn ich dies wunderliebliche Bild sah, dann jauchzte meine Seele und wonnige Schauer schüttelten meinen Leib.

Gewiß konnte ich dies auch bei uns zu Hause haben, und ich habe es gehabt. Oft genug habe ich mich im Spiegel bewundert. Besonders gern setzte ich mich mit übereinander geschlagenen Beinen davor hin — derart, daß ich dann im Spiegel die Spitzen meines Unterrocks oder auch gar Höschens

unter dem Saum des Rockes hervorlugen sah. Ganz gewiß, auch dies war wundervoll, und ich hatte meine himmlische Freude daran. Aber wenn es auch noch so schön war, was war dies alles gegen die Seligkeit, die ich empfand, wenn ich mich, wie oben geschildert, auf der Straße in einem Spiegel bewundern konnte! Denn gerade das Bewußtsein, mich, der ich doch ein Junge war, in dieser berückenden Mädchenherrlichkeit auf offener Straße vor aller Welt zeigen zu können — gerade dies Bewußtsein erfüllte mich mit einer süßen Seligkeit.

Ja wahrhaftig, glücklich bin ich gewesen über meine Mädchenkleidung, unsagbar glücklich. Und bis an mein Lebensende werde ich meiner Mutter dafür danken, daß sie mir dies unbeschreibliche Glück, diese unbeschreibliche Wonne verschaffte.

Selbstverständlich hielt mich jeder, der mich nicht kannte, für ein wirkliches Mädchen. Von Bekannten aber habe ich nie ein absprechendes Urteil über meine doch von der allgemeinen Regel abweichende Kleidung gehört. Machte ich neue Bekanntschaften, so wollten diese es vielfach zuerst nicht glauben, daß ich ein Junge sei. Aber auch dann, wenn sie nicht mehr zweifelten, fiel ihrerseits nie ein mokantes, mich kränkendes Wort. Denn alle unsere Bekanntschaften, ob neue oder alte, rekrutierten sich aus den Kreisen, die, wenn sie manchmal auch wohl anders denken, nie ein taktloses Wort über ihre Lippen bringen.

Merkwürdigerweise wurde ich auch nie von den mir bekannten Kindern, die eben als Kinder doch nicht immer so feinfühlig sind, auch nur im geringsten gehänselt. Nie haben sie daran gedacht, sich über meine Kleidung lustig zu machen, nie haben Sie mich als „kleines Mädchen" geneckt.

Im Gegenteil, einer meiner besten Freunde, ein Kadett in stolzer Uniform, fand mich immer sehr, sehr schön, und wenn er — was jedes Jahr der Fall war — im Sommer einige Tage seiner Ferien auf unserem Gut zubrachte, dann war er

nicht zufrieden, wenn er nicht — für kurze Zeit wenigstens — selbst sich mit meinen Herrlichkeiten schmücken konnte. Dieser Junge sah dann allerdings mit den kurzen Haaren und in den plumpen Stiefeln — denn obgleich er sonst von gleicher Größe war wie ich, meine zierlichen Stiefelchen paßten ihm denn doch noch lange nicht — zum mindesten etwas sonderbar aus. Eine Schönheit war er jedenfalls nicht.

Meine Schulbildung wich in keiner Weise von der für einen Knaben unserer Kreise üblichen ab. Zwar besuchte ich keine öffentliche Schule, aber mit 7 Jahren erhielt ich eine Erzieherin, die mich in alle Geheimnisse der Wissenschaften einweihte. Latein, Griechisch und Mathematik lernte ich allerdings nicht, jedoch habe ich dies nie als Mangel empfunden. Statt dessen erhielt ich auf meinen eigenen Wunsch Unterricht in allen weiblichen Handarbeiten, und ich brachte es in dieser Kunst schon als „junges Mädchen" so weit, daß ich ohne Schwierigkeiten die feinsten Stickereien anfertigte. Mit großer Leidenschaft habe ich immer genäht und gestickt, und mit gleicher Leidenschaft tue ich es auch heute noch.

Meine Erzieherin war eine reizende, schlanke junge Dame aus sehr vornehmer Familie, die, da selbst nicht vermögend, auf Kosten meiner Mutter auf das Eleganteste mit Kleidern, Wäsche, Stiefeln usw. ausgestattet war. Unendlich freundlichen, liebenswürdigen Charakters und von außerordentlich fröhlichem Gemüt, war sie mir mehr eine liebe, ältere Freundin, zumal sie sich mir auch außer der Schulzeit vollkommen widmete und selbst wie ein Kind an allen meinen Spielen teilnahm. Infolgedessen wurde sie denn auch nicht wie eine bezahlte Erzieherin, sondern durchaus wie eine Tochter des Hauses behandelt.

Wenn es irgend möglich war, spielte ich am liebsten in Gottes freier Natur. An Puppen konnte ich keinen großen Gefallen finden. Nur solange meine Schwester noch lebte, spielte ich auch mit ihnen. Später als ich allein war, habe

ich sie kaum noch angerührt. Dafür aber machten mir allerlei Knabenspiele große Freude. Unter diesen stand an erster Stelle die Dampflokomotive. Sehr gern las ich auch schöne Kinderbücher, Märchen u. dergl. In bezug auf die Lektüre hatte ich jedoch schon als Kind einen mehr weiblichen Geschmack. Während ich den sonst doch bei Jungens so beliebten Indianerbüchern gar kein Interesse abgewinnen konnte, konnte ich dagegen über schönen Modezeitschriften mit Abbildungen eleganter Damen- und Mädchentoiletten stundenlang sitzen.

So verlebte ich denn meine Jugend in ungetrübtem Glück, eine Jugend so voller, nie endender Seligkeit, wie sie wohl selten einem Kinde beschieden ist. Früh morgens schon, wenn ich nach erquickendem Schlaf erwachte und als erstes die wundervollen Stickereien meiner feinen Bettwäsche, die zarten Spitzen meines entzückenden Nachthemdes und last but not least die am Abend vorher auf einem Stuhl für den neuen Tag bereit gelegte, frisch gebügelte, zart duftende Leibwäsche erblickte, frohlockte mein Herz in jubelnder Freude, es frohlockte, wenn ich mich mit Liebe und Sorgfalt vor dem Spiegel ankleidete, es frohlockte zu jeder Stunde des dahingehenden Tages und es frohlockte, wenn ich am Abend — wieder vor dem Spiegel — all meine Herrlichkeiten Stück für Stück ablegte.

Ein Jubel ohne Ende erfüllte meine Seele. Die Jahre vergingen mir in einem dauernden Wonnerausch.

So wurde ich zwölf Jahre alt.

Da traf mich plötzlich ein harter Schlag. Eines Abends kam die mich tief erschütternde Kunde, daß mein heißgeliebter Vater bei einer Schlittenpartie tödlich verunglückt sei, und daß seine Leiche in der Nacht eintreffen werde.

An diesem Abend wollten meine Tränen nicht versiegen, und dieser Abend war wohl der erste seit dem Tode meiner Schwester, an dem mir über meinem großen Herzeleid die Schönheit meiner Kleidung keine Begeisterung entlockte.

Aber obgleich meine Trauer um meinen toten Vater lange, lange Zeit eine aufrichtige und tiefe blieb, und obgleich noch manche Träne über meine Wangen rann, brachte mir schon der nächste Tag insofern eine Ablenkung, als aus der Stadt eine Schneiderin gekommen war, um u. a. auch mir ein schwarzes Trauerkleid anzufertigen. Hiermit waren meine Gedanken wieder in die Bahnen gelenkt, auf denen sie ja so gerne mit ganzer innerster Hingebung wandelten. Nun war ich wieder voll und ganz in meinem Element, und ich wurde nicht müde, der Schneiderin zuzusehen, bis mein Kleid fertig war.

Ja, als mir erst die wunderbare Schönheit des Kontrastes zwischen dem Schwarz des Kleides und der seidenen Strümpfe einerseits und dem blendenden Weiß meiner Unterkleidung andererseits zum Bewußtsein kam, da schlich sich schon wieder ein gewisses Glücksgefühl in meine Seele.

Dies mag pietätlos klingen. Jedoch muß ich, um mich nicht schlechter zu machen als ich war, nochmals betonen, daß, trotz dieser allgewaltigen, unbezwinglichen Leidenschaft für meine Kleidung, meine Trauer echt und groß war.

Ich kam mir damals wie mit einer doppelten Seele behaftet vor. In der einen Minute dachte ich voll Schmerz und Kummer an meinen Vater und in der nächsten schon stand ich vor dem Spiegel wie ein kokettes Mädel, das Kleiderröckchen eine Idee angehoben, so daß die schneeigen Spitzen des Unterrocks eben andeutungsweise sichtbar wurden. In diesem Moment waren meine Gedanken dann allerdings nicht bei meinem Vater.

Hier muß ich einschalten, daß meine Unterröcke immer bis auf den Millimeter genau so lang sein mußten, wie meine Kleiderröcke. Meine Mutter hatte es mit Absicht so bestimmt, weil die Unterröcke nicht nur im Verborgenen blühen, sondern jedenfalls die Gelegenheit haben sollten, hier und da bei schnellen Bewegungen meiner Beine ihre Pracht zur Geltung zu bringen.

Doch muß ich noch einmal auf den Tod meines Vaters zurückkommen. Bei der Beerdigung erschien also vor der Trauerversammlung der einzige große, zwölfjährige Sohn, der Erbe des Toten als Mädel, in einer zwar den Umständen angepaßten, aber doch wieder raffiniert eleganten Kleidung.

Daß ich eine gertenschlanke Figur, sowie trotz meiner Größe außergewöhnlich feine, zarte Glieder und Gelenke mein Eigen nannte, sagte ich schon. So ganz in Schwarz gekleidet erschien ich aber natürlich noch bedeutend schlanker und auch zierlicher, als ich in Wirklichkeit war. Dazu kam dann noch, daß der an sich schon zarte, weiße Teint meines niedlichen Mädchengesichts durch das Schwarz des Kleides und der großen Haarschleife noch mehr gehoben wurde. Und so soll ich denn tatsächlich in der Trauerversammlung infolge meiner Schönheit Aufsehen erregt haben.

Nachdem wir meinen Vater zu Grabe getragen hatten, wurden einige weitere schwarze Kleider für mich bei meiner Pariser Hof- und Leib-Schneiderin mit dem Auftrag beschleunigter Lieferung in Bestellung gegeben. Sie kamen bald an, und wer vermag sich meine Freude vorzustellen, als ich entdeckte, daß die Röcke zweier Kleider auf feiner Rosaseide gearbeitet waren? Das waren die ersten auf Seide gearbeiteten Röcke, die ich erhielt. Ich kam mir vor wie eine Königin.

Im übrigen blieb alles, wie es gewesen war. Merkwürdigerweise war bisher — jedenfalls in meiner Gegenwart — noch nie die Rede davon gewesen, daß ich doch einmal die Mädchenröcke mit Knabenhosen werde vertauschen müssen. Zwar haben meine Eltern, wie meine Mutter mir später erzählte, diese Frage manchmal unter sich erörtert, aber wenn mein Vater schließlich auch für Kleiderwechsel war, so blieb meine Mutter, die mich gerade in meiner Mädchenkleidung so abgöttisch liebte, am Ende doch immer Siegerin.

Da aber, wie gesagt, *in meiner Gegenwart* nie die Rede davon gewesen war, dachte ich selbst überhaupt nicht

mehr an die mir doch einmal drohenden garstigen Hosen. Ich lebte in dieser Beziehung wie im Traum.

Umso entsetzlicher, geradezu niederschmetternd war eines Tages das Erwachen für mich.

Mein Vater ruhte bereits ein halbes Jahr im Grabe, und da es sehr heiß war, trug ich schon wieder Halbtrauer, d. h. weiße Kleider mit schwarzem Gürtel oder schwarzer Schärpe. Auf die Dauer war ich der ewig schwarzen Kleider doch auch überdrüssig geworden, und ich war von ganzer Seele glücklich, meine schönen weißen Spitzenkleidchen wieder anziehen zu dürfen.

Wenn wir selbstverständlich auch noch zurückgezogen lebten, so sah meine Mutter doch dann und wann schon wieder einzelne Gäste bei sich.

Und so war eines Abends der erste Regierungsbeamte des Bezirks zum Diner bei uns geladen. Ihm zu Ehren durfte ich mich zum erstenmal wieder in vollem Glanz zeigen. Ich trug ein entzückendes, weißes Spitzenkleidchen, dessen weiter Ausschnitt einen ziemlichen Teil meiner Büste mit meinem klassisch schönen Halsansatz freiließ. Trotz der Größe, zu der ich mittlerweile emporgeschossen war, reichte das Kleidchen immer noch nur gerade bis zu den Knien. Und dort unten die reiche, wogende Fülle der Spitzen des Kleidchens, des Unterrocks und auch des allerdings etwas kürzeren Höschens war in ihrer Pracht überwältigend schön. Dazu trug ich lange schwarze Seidenstrümpfe mit ganz neuen zierlichen Lackschühchen und als Schmuck um den Hals eine feine goldene Kette mit Kreuz, um jedes Handgelenk ein goldenes Armband und an den Fingern niedliche Ringe. Meine Haare waren auf dem Kopf mit hübschen Spangen und mit einer schwarzen Schleife geschmückt. Hinten fielen sie in wenigen Korkenzieherlocken auslaufend den Rücken hinab. Aber sie waren schon so lang, daß sie trotz der Verkürzung durch die Drehung der Locken bis weit unter das Kreuz

hinabreichten. So präsentierte ich mich denn an diesem Abend wieder als ein Mädel, wie man es sich anmutvoller und liebreizender wohl kaum denken kann.

Ich weiß nicht, ob ich mich aller Einzelheiten meiner Kleidung an diesem Abend noch so genau entsonnen hätte. Aber meine Mutter hat es mir so oft erzählt, wie ich damals aussah, daß ich es lange auswendig weiß.

Unser Gast, der immer außerordentlich nett gegen mich gewesen war, begrüßte mich auch an diesem Abend nicht nur besonders herzlich, sondern sagte mir auch verschiedentlich wie einem richtigen kleinen Mädchen wegen meiner Schönheit und meiner wundervollen Kleidung die größten Schmeicheleien.

Um so tiefer fiel ich aus allen Wolken, als meine Mutter mir am nächsten Morgen mit Tränen in den Augen erzählte, der Herr habe, nachdem ich zu Bett gegangen war, gemeint, daß ich nun aber nicht länger Mädchenkleidung tragen könne. Es täte ihm ja selbst leid, aber ich sei jetzt schon so alt, daß ich den gesetzlichen Bestimmungen gemäß männlich gekleidet werden müsse. Aus Freundschaft zu unserem Hause wolle er uns noch eine Frist von 3 bis 4 Monaten lassen. Aber dann müsse ich die Röcke mit Hosen vertauschen.

Als ich dies hörte, war ich wie vom Donner gerührt, wie versteinert. Anfangs wußte ich überhaupt nicht, was ich sagen sollte. Ich konnte nicht einmal weinen.

Dann aber kamen die erlösenden Tränen doch, und ich weinte, weinte so bitterlich, wie ich in meinem ganzen Leben noch nicht geweint hatte, selbst beim Tode meines Vaters nicht. Mußte ich nicht auch weinen? Hatte ich nicht wahrlich allen Grund dazu? Alles, was mir das Leben zu einem himmlischen Paradies, was mir das Leben überhaupt lebenswert gemacht hatte, meine lieben, lieben Kleidchen, meine entzückende Spitzenwäsche, meine schwärmerisch geliebten, zierlichen Mädchenstiefelchen sollte ich für immer hergeben, um

mich fortan mit den abscheulichen, garstigen Hosen und derben, klotzigen Knabenstiefeln zu kleiden! Nein! Weiß Gott! Nie! Nie würde ich mir dies gefallen lassen. Lieber tot als für alle Zeiten unsagbar unglücklich oder wahnsinnig werden!

Mich packte ein Schmerz, eine Verzweiflung ergriff mich, daß meine Mutter, wie sie mir später erzählte, von eiskalten Schauern geschüttelt wurde. Aber meine Mutter war es auch wieder, die meinen abgrundtiefen Schmerz begriff. Fühlte doch auch sie sich bis ins Innerste getroffen, hatte doch auch sie sich voll und ganz in den Gedanken hineingelebt, mich immer nur im Röckchen und Spitzenhöschen um sich zu sehen! Und nun sollte bald alles ein Ende haben? Nun sollte ich tatsächlich bald meine schönen, schlanken Beine durch die auch von ihr wie die Pest gehaßten Hosen entstellen, meinen Kopf wie ein Sträfling scheren lassen? Nie und nimmer! Das durfte nicht sein, und sollte die Welt darüber zugrunde gehen.

So war es denn auch meine Mutter, die mich tröstete mit dem festen Versprechen, nie die Hand zu diesem, wie sie sagte, „verbrecherischen Gewaltstreich" herzugeben.

Allerdings guter Rat war teuer. Und wenn uns ja auch eine Galgenfrist gnädigst bewilligt worden war, wir konnten keinen Ausweg finden.

Da setzten wir uns denn eines Tages in unserer Verzweiflung auf die Bahn und fuhren nach Paris direkt zu unserer Schneiderin, um ihr unser Leid zu klagen.

Diese hörte uns ruhig an. Aber als wir zu Ende waren mit unserem Bericht, meinte sie lächelnd, wenn wir weiter keine Sorgen hätten, brauchten wir uns keine grauen Haare wachsen zu lassen. Es sei nicht das erstemal, daß eine Mutter mit einer derartigen Klage zu ihr gekommen sei, und so könne sie uns gleich ohne weitere Überlegung einen guten Rat geben, dessen Ausführung uns sicherlich nicht schwer fallen würde.

Sie setzte uns dann folgendes auseinander.

Wir sollten Deutschland verlassen und nach Frankreich übersiedeln. Hier könne ich dann ja, wenn ich es wolle, vorläufig noch als Junge in Mädchenkleidern weiterleben. Aber sie würde dies nicht empfehlen, da ich doch mit meinem niedlichen Gesicht, meinen zierlichen Gliedern und meinem wundervoll schlanken Wuchs wie geschaffen für die Mädchenkleidung sei und infolgedessen auch noch für längere Zeit unbedingt die weibliche Kleidung weitertragen müsse. Es wäre doch direkt eine Sünde, wenn ich es nicht täte. Außerdem lasse sich auch auf die Dauer ein schon so großer Junge in Mädchenkleidern selbst in Frankreich schwerlich durchführen.

Daher sei es das einzig Richtige, ich würde unter Verleugnung meines Geschlechts sofort offiziell ein Mädchen. Gerade für uns sei ja auch nichts leichter als das, da mir doch der Geburtsschein meiner verstorbenen Schwester zur Verfügung stehe, und ich unter ihrem Namen weiterleben könne.

Die Schneiderin fuhr fort, daß ich, wie schon angedeutet, keineswegs der einzige Junge sei, der in Mädchenkleidung umherlaufe. Obgleich ihr Atelier noch nie etwas anderes als Mädchenkleider und Mädchenwäsche angefertigt habe, sei eine nicht unbedeutende Anzahl gerade ihrer besten Kunden männlichen Geschlechts. Es seien Knaben, die wie ich nur die schicksten Kleider und die feinste Spitzenwäsche bei ihr machen ließen. Und zum Teil seien diese noch älter als ich.

Im Anschluß hieran hielt sie uns gleich einen eingehenden Vortrag.

Im allgemeinen könne man die Mädchenkleidung tragenden Knaben in zwei Kategorien einteilen, in solche, die trotz der Röckchen offiziell als Knaben lebten, und in solche, die vollkommen ihr Geschlecht verleugnen müßten und offiziell Mädchen seien. Die ersteren trügen die Mädchenklei-

dung in der Regel nicht länger als bis zum elften bis zwölften, in Ausnahmefällen bis zum dreizehnten bis vierzehnten Lebensjahre. Für die letzteren gebe es keine Altersgrenze. So arbeite sie noch für „Mädchen“ und „junge Damen“, die das vierzehnte Lebensjahr lange überschritten hätten.

Fraglos würde es uns interessieren, einmal einen Knaben dieser letzteren Art zu sehen. Dies könne sie leicht arrangieren, da in etwa vierzehn Tagen eine russische Fürstin mit ihrem vierzehn und ein halb Jahre alten Sohn zu ihr komme, um die vor einiger Zeit für den letzteren bestellten Kleider und die gleichfalls bestellte Wäsche zu besichtigen. Diese Sachen seien bereits fertig, und wenn wir es wünschten, könne sie sie uns zeigen.

Ob wir es wünschten! Und da sahen wir dann Kleider und Spitzenwäsche, die in ihrer Eleganz und duftigen Zartheit von wahrhaft fürstlichem Geschmack waren. Es waren entzückend schöne Sachen.

Die Geschäftsinhaberin, nebenbei eine vollendete Dame, verabredete nun mit meiner Mutter folgenden Plan.

Wir sollten spätestens in vierzehn Tagen wieder in Paris sein. Sie werde uns dann benachrichtigen, wann die Fürstin mit „der Prinzessin“ zur Besichtigung der Sachen komme. Natürlich dürften die fürstlichen Herrschaften nichts von unserer Intrigue merken, da sie (die Schneiderin) selbstverständlich zur strengsten Diskretion verpflichtet sei, zu einer Diskretion, die sie auch nur uns gegenüber als alten, guten Kunden, angesichts unserer Verzweiflung gebrochen habe. Denn es sei ja klar, daß jeder, der seinen Sohn vor aller Welt als Mädchen leben lasse, das wirkliche Geschlecht des letzteren eben unbedingt vor jedermann verleugnen wolle. Sie werde daher nur, wenn wir mit der fürstlichen Familie in ihrem Geschäft zusammenträfen, eine passende Gelegenheit ergreifen, um uns miteinander ins Gespräch zu bringen,

ohne auch von meiner Männlichkeit etwas zu verraten. Das Weitere müßten wir dann schon selbst besorgen.

Damit war unsere Unterredung beendet. So verzweifelt wir das Geschäft betreten hatten, so glücklich verließen wir es wieder.

Bevor wir aber gingen, machten wir noch einige Bestellungen für das künftige „Mädchen". Da wir gehört hatten, daß die „Prinzessin" ein Korsett trage, mußte selbstverständlich auch ich meinen Leib mit einem solchen umgürten, obgleich es bei meiner sehr, sehr schlanken Taille eigentlich nicht nötig war. Korsetts selbst konnten wir in diesem Geschäft allerdings nicht bestellen, aber die Untertaillen, die dazu gehören. Und von diesen wurde dann gleich ein halbes Dutzend der denkbar schönsten in Auftrag gegeben. In gleicher Weise wurde etwas anderes bestellt, was bisher noch immer an meiner Ausstattung gefehlt hatte. Das waren richtige seidene Unterröcke, auf die ich mich ganz diebisch freute. Drei wurden zunächst in Auftrag gegeben, ein roter, ein rosafarbener und ein gelber. Weiter wurden dann noch gleich drei ausgesprochene elegante Mädchenmäntel bestellt, ein Winter-, ein Sommer- und ein Staubmantel.

Schließlich wurde beschlossen, daß meine sämtlichen Kleider und infolgedessen natürlich auch Unterröcke um einige Zentimeter verlängert werden sollten. Glücklicherweise hatten wir noch einige im Koffer bei uns, die wir, im Hotel angekommen, gleich hinschickten, um sie später bei unserer Rückkehr nach Paris sofort wieder in Empfang nehmen zu können.

Nach Verlassen dieses Kleider- und Wäsche-Ateliers gingen wir in ein Damenhut-Geschäft, in dem einige hochschicke Mädchenhüte bestellt wurden, und zuletzt in ein Korsettgeschäft, um mir Maß für Korsetts nehmen zu lassen, und zwar Korsetts aus feinstem weißen Batist mit reicher Spitzengarnierung.

So waren denn alle Vorbereitungen getroffen, daß ich bei unserer baldigen Rückkehr nach Paris als vollendetes Mädchen vor alle Welt hintreten konnte.

Wenn ich so sehr auf alle Einzelheiten eingehe, nament=
lich, wo es sich um die Beschreibung meiner Kleidung han=
delt, so tue ich es absichtlich, um zu zeigen, wie schon damals
mein ganzes Sinnen und Trachten eigentlich ausschließlich
hierauf konzentriert war. Denn im großen und ganzen wieder=
hole ich nur das, was ich selbst seiner Zeit in meinem Tage=
buch darüber aufgezeichnet habe. In diesem Tagebuch habe
ich alle Neuanschaffungen bis ins kleinste mit peinlicher Ge=
nauigkeit registriert, ebenso wie ich mich in demselben über
meine jeweilige Seelenstimmung ausließ. Ich erhielt das Buch
zu meinem zwölften Geburtstag und habe es dann ständig
bis auf den heutigen Tag geführt.

Beruhigt und frohen Herzens kehrten wir nach Deutsch=
land zurück.

Bevor ich jedoch mit der Schilderung meines weiteren
Lebenslaufes fortfahre, möchte ich noch einmal auf die Be=
hauptung meiner Hof= und Leibschneiderin zurückkommen, daß
die ohne Verleugnung ihres Geschlechts Mädchenkleidung tra=
genden Knaben diese in der Regel nicht länger als bis zum
elften bis zwölften, in Ausnahmefällen bis zum dreizehnten
bis vierzehnten Lebensjahr anhaben.

Ich verhehle mir nicht, daß diese Behauptung von der
übergroßen Mehrzahl aller Menschen angezweifelt wird. Die
Masse wird einen vierzehnjährigen oder auch nur elfjährigen
Jungen in Mädchenkleidern glattweg für eine Unmöglichkeit
halten. Und doch versichere ich auf das bestimmteste, daß
diese Auffassung eine grundfalsche ist. Ich persönlich denke
ja gar nicht daran, die Glaubwürdigkeit meiner damaligen
Schneiderin, die ich in jahrelangem geschäftlichen Verkehr
als grundreell kennengelernt habe, auch nur im geringsten
in Zweifel zu ziehen. Aber nehmen wir dennoch einmal an,
sie hätte übertrieben, nur um mich als guten Kunden nicht
zu verlieren, lassen wir also mit anderen Worten ihre Be=
hauptung völlig außer Betracht, dann bleiben immer noch

meine eigenen untrüglichen Erfahrungen, die ich jahraus, jahrein gemacht habe. Und diese meine Erfahrungen beweisen auf das einwandfreieste, daß die von der Schneiderin genannte, so unglaublich hoch erscheinende Altersgrenze mit nichten übertrieben ist.

In den großen internationalen Bädern des Auslandes habe ich eine ganze Reihe bis zu vierzehn Jahre alte Knaben kennen gelernt, die, ohne als Mädchen gelten zu sollen oder gelten zu wollen, doch vollständige Mädchenkleidung trugen.

Gern gebe ich zu, daß es im allgemeinen wohl nur wenige Menschen gibt, die eine gleiche Beobachtung machen konnten. Doch kann diese Tatsache in keiner Weise meine Beobachtung widerlegen. Denn die erwähnte Tatsache ist durchaus erklärlich, da es sich in der Regel um Knaben handelt, die auf großen Schlössern des platten Landes oder in ziemlich hermetisch abgeschlossenen Palais der Großstadt aufwachsen, und die, wenn sie sich vor der Öffentlichkeit zeigen, ohne weiteres für Mädchen gehalten werden. Daß die Eltern dieser Knaben oder sie selbst ihr wahres Geschlecht nicht gleich jedem ersten besten auf die Nase binden, wird wohl jeder als ganz natürlich zugeben. Wenn ich persönlich nun aber so glücklich war, so viele Jungens in Mädchenkleidern kennenzulernen, so ist dies einfach die Folge davon, daß ich gewissermaßen direkt Jagd auf sie machte. Sehr viel habe ich mich auf den internationalen Tummelplätzen der großen Welt aufgehalten, und wann und wo immer ich ein elegant gekleidetes Kind sah, stets fast habe ich es fertiggebracht, mit der Familie desselben bekannt zu werden, so daß es mir ein leichtes war, das Geschlecht des Kindes festzustellen. Doch komme ich auf dies Thema noch einmal zurück.

Jetzt zurück zu meinem Lebenslauf!

Wenn ich oben sagte, daß wir „beruhigt und frohen Herzens“ nach Deutschland zurückkehrten, so muß ich dies insofern etwas einschränken, als uns das Gefühl, die Heimat

nun bald für lange Zeit, wenn nicht für immer verlassen zu müssen, doch etwas bedrückte. Ich muß auch offen sagen, daß ich trotz meiner teilweise schon damals weiblichen Veranlagung vorläufig jedenfalls lieber ein Junge geblieben wäre, wohl aus dem einfachen Grunde, weil ich mich so für etwas ganz Besonderes hielt. Aber die Hauptsache war und blieb doch schließlich, daß ich meine so innig geliebte, vergötterte Kleidung beibehalten konnte. Das unbeschreibliche Glücksgefühl, das durch dies Bewußtsein, bei meiner Mutter fast in ebenso hohem Grade wie bei mir, ausgelöst wurde, brachte alle trüben, wehmütigen Gedanken bald zum Schweigen.

Der einmal gefaßte Beschluß wurde fortan ohne alle Sentimentalität durchgeführt, und er mußte durchgeführt werden, koste es, was es wolle. Blühte uns dafür doch eine Zukunft so voll unfaßlicher Seligkeit, daß Menschenworte zu schwach sind, sie zu schildern.

Sobald wir in der Heimat angekommen waren, wurde die Auflösung unseres Haushaltes in Angriff genommen. Eine große Stütze hatte meine Mutter hierbei an ihrem Privatsekretär. Sofort wurde noch ein Notar mit dem Verkauf unseres Gutes, unseres Stadt-Palais und unserer ganzen kostbaren Einrichtungen betraut. Im übrigen waren es unruhige, aufregende Tage, die wir noch auf unserm alten, schönen Gut verbrachten. Sie vergingen mit Besuche machen und Packen, mit Packen und Besuche machen.

Womit meine Mutter allerdings den Nachbarn und Freunden gegenüber unsere plötzliche und so beschleunigte Übersiedelung nach Frankreich motivierte, ist mir entfallen. Leider kann ich auch in meinen sonst eigentlich lückenlosen Aufzeichnungen nichts darüber finden.

Die Dienstboten, die wir nicht mitnehmen wollten, wurden entlassen. Mit uns gehen sollten nur die Gesellschafterin meiner Mutter, meine Erzieherin, meiner Mutter und meine Zofe und ein alter Diener. Diese wurden selbstverständlich sämtlich

eingeweiht, denn auf ihre absolute Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit konnten wir uns unbedingt verlassen. Der Privatsekretär sollte später, wenn die Verkäufe erledigt waren, folgen. Auch er war natürlich orientiert.

Bevor wir die Heimat verließen, feierte ich noch meinen letzten Geburtstag als Junge, den Geburtstag, an dem ich mein dreizehntes Lebensjahr vollendete. Seit ich laufen konnte, war es wohl das erstemal, daß dieser Tag nicht festlich begangen wurde. Aber in dem Trubel, in dem wir uns befanden, war es unmöglich, Gäste zu empfangen.

So war denn der Tag gekommen, an dem wir Abschied nehmen mußten. Ein letztes Mal noch standen wir an den Gräbern meines Vaters und meiner Schwester und die teure väterliche Scholle wurde für immer verlassen.

Als wir im Wagen saßen, um zur Bahn zu fahren, zogen in meinem Innern noch einmal blitzschnell alle meine Kindheitserinnerungen an mir vorüber, und, wenn ich mir auch vorgenommen hatte, tapfer zu sein, so stahl sich doch manche Träne aus meinen Augen.

Ja, ich hatte eine herrliche Jugend auf unserm schönen K. verlebt und hätte kein Herz im Leibe haben müssen, wenn mir der Abschied nicht schwer geworden wäre. Er wurde mir sehr, sehr schwer. Aber so tief und echt der Abschiedsschmerz auch war, das beglückende Bewußtsein, vorläufig jedenfalls, vermutlich sogar für einige Jahre noch, keine nähere Bekanntschaft mit den ekligen, widerwärtigen Hosen machen zu müssen, half mir auch darüber hinweg.

So trafen wir denn ganz guter Dinge in Paris ein. Und am gleichen Tage noch holten wir eins der damals bestellten Korsetts ab, das entzückend ausgefallen war, um im Anschluß daran sofort zur Schneiderin zu gehen. Auch sie hatte die Untertaillen, die seidenen Unterröcke und den Sommerpaletot fertig, sowie die ihr übergebenen Kleider und Spitzen-Unterröcke verlängert.

Ich konnte nicht widerstehen und bat meine Mutter flehentlich, mich gleich umziehen zu dürfen. So maßlos reizten mich Korsett, Untertaille und seidener Unterrock. Gut wie meine Mutter immer war, gab sie meinen flehentlichen Bitten nach, und mit ihrer und der Schneiderin Hilfe wurde nun aus dem bisherigen Robert eine Margarete, und zwar eine Margarete nicht von dreizehn, sondern dem Geburtsschein nach von vierzehn Jahren.

Ein Wonneschauer durchrieselte meinen Körper, als sich das Korsett um meinen Leib legte, ein Wonneschauer durchrieselte mich, als ich das diskrete Rauschen des seidenen Unterrocks hörte und, fast möchte ich sagen, fühlte. Selbstverständlich blieb trotz des seidenen auch der weiße Spitzen-Unterrock in seinem Rechte unverkürzt.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß ich mich von dem weißen Spitzen-Unterrock nie getrennt habe. Was ich auch immer getragen habe, bis zur Stunde ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht einen weißen Spitzen- oder Stickerei-Unterrock angehabt hätte.

Als ich fertig angezogen in meiner ganzen Herrlichkeit oder vielmehr „Jungfräulichkeit" dastand, — in meinen etwas längeren Röcken glaubte ich, wenn es überhaupt möglich war, noch mädchenhafter als bisher auszusehen —, da konnte ich mich nicht halten. Trotz der Anwesenheit der Schneiderin jubelte ich vor Entzücken auf, fiel meiner lieben Mutter um den Hals und küßte sie so recht nach Herzenslust, so recht, recht innig ab. Dann stellte ich mich vor sie hin und mit natürlicher Grazie machte ich ihr als „Mädchen" meinen ersten Knix.

Wie oft habe ich nicht an diesem Tag noch aufgejubelt! Wie lange habe ich am Abend beim Entkleiden vor dem Spiegel gestanden, um mich immer und immer wieder in meinem seidenen Unterrock, in Korsett und Untertaille anzustaunen! Ja, als ich diese neuen und bisher ungewohnten Sachen

ablegte, da habe ich sie einzeln voll hingebender Innigkeit, wie etwas mir unendlich Liebes und Teures, an mein Herz gedrückt und geküßt. Eine fast weihevolle Stimmung kam über mich, ich glaubte mich in den Himmel versetzt, und lange hat es an diesem Abend gedauert, bis ich einschlief.

Eine große, große Freude stand mir noch für den nächsten Morgen bevor.

Während meine Mutter mir bisher das Tragen eines Zopfes am Tage verboten hatte, da ihrer Ansicht nach ein Junge sich wohl in Spitzenkleidchen, in Spitzenhöschen und gewiß auch mit langen Haaren, nie aber mit einem Zopf sehen lassen dürfe, — — jetzt, wo ich ja ein Mädchen war, durfte ich mich auch mit diesem Attribut echter Weiblichkeit schmücken.

Und der nächste Morgen kam, der Morgen eines Tages, den ich als besonderen Festtag wieder rot im Kalender anstreichen konnte.

Mit einer wahren Liebe hat meine Zofe mich an diesem Morgen frisiert. Und als ich mich dann mit meinem herrlichen, langen, schleifengeschmückten Gretchenkopf auf offener Straße dem staunenden Publikum präsentieren durfte, auf dem Kopf einen ebenfalls noch am Abend vorher geholten, mit Blumen und Schleierstoff verzierten, echten Mädchenhut, da hätte ich mit einem Gott nicht tauschen mögen.

Als wir drei Tage in Paris waren, kam endlich die Benachrichtigung seitens der Schneiderin, daß wir zu einer bestimmten Stunde zu ihr kommen sollten, da dann auch die Fürstin mit ihrem Sohn da sei. Auf dem Hinweg klopfte mein Herz vor Neugierde.

Wie ich den Prinzen dann vor mir sah, da war ich, offen gestanden, enttäuscht. Bisher hatte ich immer geglaubt, daß ich der einzige Junge sei, der wirklich wie ein niedliches Mädel aussähe. Was ich da aber vor mir sah, ja, das war ja ein just so entzückender, unsagbar liebreizender „Back-

fisch" wie ich selbst. Anfangs war ich direkt eifersüchtig. Ich suchte es mir mit Gewalt einzureden, daß ich da gar keinen Jungen vor mir habe. So enttäuscht war ich.

Er sah aber auch zu bildhübsch aus und benahm sich dabei mit einer Gewandtheit, bewegte sich mit einer Grazie wie eine vollendete junge Dame.

Mit seinen vierzehneinhalb Jahren etwa dreiviertel Kopf größer als ich, aber, wie ich sofort zu meinem größten Ärger feststellte, im ganzen Körperbau, an Gelenken, Händen, Füßen ebenso zierlich wie ich, von derselben wundervollen Schlankheit, trug er ein reizendes, mauvefarbenes Kostüm mit einem gleichfarbigen, wunderhübschen Hut, dazu — es war wirklich zu ärgerlich — wieder genau wie ich, feine schwarze Seidenstrümpfe und himmlisch schöne, offenbar ganz neue Lackknöpfstiefelchen. Ja, er übertrumpfte mich noch an märchenhaftem Aussehen. Denn während die Absätze an meinen Stiefeln trotz aller Eleganz der letzteren bisher immer nur niedrig und flach gewesen waren, trug er, wenn auch nicht übermäßig hohe, so doch zierliche, schmale, mit einem Wort richtige Mädchenabsätze. Dazu kam, daß er außer dem anderen Schmuck, über den ich ja auch verfügte, noch eine Brosche trug und zu allem diesem in der Hand einen wundervollen weißen Spitzensonnenschirm hielt. Dies alles übersah ich mit einem Blick und eine wahnsinnige Eifersucht plagte mich.

Ich will nur gleich sagen, daß meine Mutter mir am gleichen Tage noch zwei niedliche Broschen sowie einen ebenso schönen Spitzensonnenschirm kaufte, und daß die neubestellten Stiefel und Schuhe von jetzt an auch zierliche Mädchen-Absätze erhielten.

Nur in einem übertraf i ch den Prinzen — und zwar hinsichtlich des natürlichen Kopfschmuckes. Gewiß waren auch seine Haare schön und lang, so voll und lang wie meine waren sie aber doch nicht. Obgleich frei herabhängend und

nur im Nacken durch eine breite Schleife zusammengehalten, schienen sie mir nicht die Länge meines Zopfes zu erreichen.

Während die Fürstin mit dem „Prinzeßchen" einerseits und meine Mutter wie auch ich andererseits mit den Händen in den uns vorgelegten Schätzen, dünnen seidenen Geweben, Batisten, Spitzen, Stickereien und dergleichen umherwühlten, brachte die Inhaberin des Geschäfts, die beide Parteien allein bediente und absichtlich keine Hilfskraft hinzugezogen hatte, es der Vereinbarung gemäß tatsächlich fertig, ein Gespräch zwischen der Fürstin und meiner Mutter anzubahnen.

Ein Wort gab das andere und nach stattgehabter gegenseitiger Vorstellung verließen wir gemeinsam das Atelier, um auch gemeinsam weiterzugehen in Richtung auf die Champs Elysees. Dort angekommen, setzten die Damen sich hin, während wir Kinder den Auftrag erhielten, etwa eine Stunde lang spazieren zu gehen.

Da die „Prinzessin" ein ganz gutes Deutsch, wir beide auch etwas Französisch sprachen, gelang uns die Verständigung über alles Erwarten gut. Nur muß ich, wenn ich ehrlich sein will, sagen, daß ich bei diesem ersten Zusammensein mit der „Prinzessin" eigentlich recht verlegen und schüchtern war und mich infolgedessen ziemlich ungewandt benahm. Ich war ja nun ein Mädchen und mußte mich also auch wie ein Mädchen geben, hatte aber selbst das Gefühl, daß mir dies noch nicht recht gelingen wollte. Ja, in der Absicht, möglichst mädchenhaft zu erscheinen, übertrieb ich und wurde zum erstenmal in meinem Leben unnatürlich, geziert.

Wie ich selbst die Überlegenheit der „Prinzessin" fühlte, so mußte auch sie selbst sich deren bewußt sein. Diese Überlegenheit war ja schließlich auch kein Wunder. Denn während ich erst seit drei Tagen ein „Mädchen" war, war die „Prinzessin" es schon seit längerer Zeit und infolgedessen war, wie gesagt, ihr ganzes Auftreten das eines vollendeten, tadellos erzogenen Backfisches. Nichts Steifes und Gemachtes, viel-

mehr neben einer entzückenden Grazie der Bewegungen natürliche Offenheit und Ungezwungenheit im ganzen Wesen, die ich nur bewundern konnte. Es war tatsächlich ein richtiges, süßes Mädel.

Bei unserem Wandern kamen wir plötzlich vor ein Karussell, und, jung wie wir waren, packte uns die Lust, einmal mit herumzufahren. O Schrecken! Ich hatte kein Geld. Aber die Prinzessin hatte es und lud mich ein. Selbstverständlich bestiegen wir ein Pferd, und ebenso selbstverständlich war es, daß wir den Damensitz einnahmen. Ich saß auf einem kleineren Pferd als die Prinzessin und links von ihr. So konnte ich denn bei ihr die infolge des Reitsitzes unter dem Saum des Kleides hervorkommenden Spitzen ihres Unterrocks sehen. Ja, sie waren ebenso weiß, ebenso wunderschön wie die meines eigenen Unterrocks. Ich konnte meinen Blick nicht von ihnen wenden. Immer und immer wieder mußte ich hinsehen und das reizende Bild anstaunen.

Als dann die von den Müttern bestimmte Stunde abgelaufen war, — jetzt mußte ich wieder konstatieren, daß die Prinzessin auch eine niedliche, kleine, goldene Damenuhr hatte, aber meine gute Mutter schenkte mir in den nächsten Tagen auch eine solche — also, als die Stunde abgelaufen war, gingen wir zu den Damen zurück.

Ich bemerkte sofort, daß die Fürstin mich ganz besonders liebevoll ansah. Sie richtete einige sehr freundliche, mir außerordentlich wohltuende Worte über meine niedliche, geschmackvolle Kleidung an mich, und als wir uns bald darauf trennten, verabschiedete sie mich in einer für unsere kurze Bekanntschaft ganz außergewöhnlich zärtlichen Weise. Ich fühlte sofort ihr großes Interesse für mich.

Meine Mutter war überglücklich über das Resultat ihrer Unterredung mit der Fürstin. Sie erzählte mir, daß sie als erste der Fürstin mein wahres Geschlecht verraten habe, worauf die letztere ihr dann auch ohne Zögern erwidert habe, daß

auch ihre Tochter eigentlich ein Sohn sei. Das Ergebnis des weiteren Gespräches war dann gewesen, daß sie Rußland aus dem gleichen Grunde verlassen hatten, wie wir Deutschland, und daß die Fürstin für die nächsten Jahre auch noch gar nicht daran denke, ihrer „Tochter" die Hosen anzuziehen.

Im allgemeinen hatte die ganze Unterhaltung soviel Gemeinsames in den ganzen Anschauungen ergeben, daß beide Damen sich sofort zueinander hingezogen fühlten und meine Mutter aufgefordert wurde, am nächsten Tage schon mit mir bei der Fürstin Besuch zu machen. Letztere hatte noch besonders betont, daß sie sich ganz außerordentlich freuen würde, wenn ich mit ihrer „Tochter" Freundschaft schlösse, um so mehr als sie bisher noch kein ihr passendes Mädchen oder einen ihr passenden Knaben in Mädchenkleidern gefunden habe, mit dem ihre Tochter wirkliche Freundschaft schließen könne. Schließlich sei dies ja auch sehr schwer, da sie infolge des vielen Wechsels ihres Aufenthalts in der Regel immer wieder auf neue Bekanntschaften angewiesen seien. Denn wenn sie sich auch in Paris eine Wohnung eingerichtet hätten, so verbrächten sie die längste Zeit des Jahres doch an der See, je nach der Jahreszeit an der Riviera, in Cannes, Nizza, Monte Carlo oder in Biarritz, Deauville, Ostende usw. — Wir seien ja ebenso unabhängig wie sie, und wenn sie nicht alles täusche, so harmonierten wir in jeder Beziehung derart miteinander, daß sich aus einem längeren Verkehr sehr wohl eine innige Freundschaft entwickeln könne. Jedenfalls hoffe sie dies aufrichtig.

Und es ist so gekommen. Diese Frühherbststunde in den Champs Elysees war die Geburtsstunde einer Freundschaft zwischen unseren beiderseitigen Familien, wie sie inniger, tiefer und treuer nicht gedacht werden kann. Wenn uns die Ereignisse später auch trennten, die nächsten Jahre waren wir unzertrennlich, und nie ist auch nur die geringste Disharmonie zwischen uns vorgekommen.

Bei unserm Besuch am nächsten Tage wurden wir

ausnehmend herzlich empfangen. Inzwischen hatte auch die Prinzessin erfahren, daß ich ebenfalls eigentlich ein Junge sei, und die ersten Worte, mit denen sie mich begrüßte, waren eine Erklärung ihres Glücksgefühls darüber, in mir eine Genossin ihrer Art vor sich zu haben.

Nachdem wir gemeinsam Tee getrunken hatten, nahm die Prinzessin mich mit auf ihre Zimmer. Ihr Wohnzimmer war ein wunderbar niedliches, richtiges Mädchenstübchen, wie mein eigenes in unserem alten Schloß gewesen war. Am längsten hielten wir uns jedoch in ihrem wahrhaft entzückenden Schlafzimmer auf. Alles, Bettstelle, Schränke, Waschtisch, Stühle usw. in Rosa. Dazu schneeweiß die prachtvolle, mit Stickerei verschwenderisch reich verzierte Bettwäsche unter einem wundervollen Spitzenhimmel.

Aber was war dies alles gegen den Eindruck, den ich erhielt, als die Prinzessin die großen Spiegelschränke öffnete und mich ihren Reichtum an schönsten Kleidern, an der lieblichsten Spitzenwäsche sehen ließ. Wenn all' diese Schätze auch nicht schöner waren als meine eigenen, weil sie nicht schöner sein konnten, so machte mir der Anblick doch wie immer, wenn ich so etwas Himmlisches sah, eine unbeschreibliche Freude.

Genau wie ich hatte auch die Prinzessin alles, was ein verwöhntes Mädchen aus ersten Kreisen sich nur wünschen kann. Auch bei ihr fehlten die feinsten seidenen Unterröcke, auf die als etwas Neues ich immer noch so stolz war, nicht. Gleich schön war auch ihre reizende, entzückende Fußbekleidung. Ebenso wie ich, verfügte sie über eine ganze Reihe der elegantesten Knöpfstiefelchen und zierlichsten Lackschuhe mit Spangen und Schleifen. Dazu hatte sie aber auch noch Lackschnürschuhe, für die ich mich allerdings mit dem besten Willen nicht begeistern konnte.

Meine Befangenheit vom Tage vorher war verschwunden, und verschwunden war auch mein Neid. Im Gegenteil, jetzt

freute ich mich von ganzem Herzen darüber, daß es auch noch einen anderen Jungen gab, der nicht nur in seiner Kleidung, sondern auch seinem ganzen Körperbau nach kein derber, klotziger Bengel, sondern ein ebenso zierliches Mädchen war wie ich.

Ich freute mich über seine schlanke Taille, freute mich über seine schlanken, langen Beine, freute mich über seine zierlichen Gelenke, sowie zierlichen Füße und schmalen Hände, freute mich über seine zarte, sammetweiche Haut. Kurz, ich freute mich, daß er so ganz und gar ein süßes, feines Mädelchen war. Und in meinem tiefen Glücksgefühl, in meiner himmelstürmenden Begeisterung konnte ich nicht anders, ich mußte ihm, dem Gleichgearteten, schon in dieser zweiten Stunde unserer Bekanntschaft einen Kuß geben, den er zu meinem unaussprechlichen Jubel herzlich erwiderte. Und wie Kinder sind — so jung waren wir ja allerdings gar nicht mehr — schworen wir uns jetzt schon für ewig innige, treue Freundschaft. Wir versprachen uns auf Tod und Leben, ewig treue Freundinnen bleiben zu wollen. Auf das Wort „Freundinnen", nicht etwa „Freunde" möchte ich besonders hinweisen. Obgleich erst wenige Tage Mädchen, hatte ich mich überraschend schnell in meine neue Rolle hineingefunden, und so stolz ich früher darauf war, gerade als Junge mich mit all' dem Drum und Dran der schönen Mädchenkleidung schmücken zu können, jetzt wollte ich voll und ganz Mädchen sein.

Daß dies nun doch nicht so restlos möglich war, wie ich es mir vorstellte, ahnte ich, dem die Art des Geschlechtsunterschiedes damals noch ein Rätsel mit sieben Siegeln war, in meiner Einfalt nicht.

Unsere Mütter waren offensichtlich überaus glücklich, als wir so einträchtig und mit der Erklärung unserer soeben begründeten Freundschaft wieder bei ihnen erschienen.

Fortan besuchten wir uns so oft wie möglich, und als es meiner Mutter dann gelungen war, in der Nähe der fürst-

lichen Wohnung eine sehr schöne, große Etage zu finden, sahen wir uns täglich. Wenn wir draußen nicht spazieren gehen konnten, saßen wir beiden „Mädchen" oft ganz bieder in unseren Zimmerchen und stickten um die Wette. Die Prinzessin war in allen weiblichen Handarbeiten eine ebenso große Künstlerin wie ich.

Über die nächsten Jahre kann ich schneller hinweggehen.

Daß unsere Kleidung immer gleich weiblich, von auserlesenstem Geschmack blieb, und daß die Spitzen und Stickereien nach wie vor in verschwenderischster Fülle an unseren Körpern zu finden waren und eine sehr, sehr große Rolle bei uns spielten, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen.

Im übrigen machten wir hinsichtlich der Kleidung den üblichen Werdegang durch, genau wie jedes andere weibliche Wesen mit fortschreitendem Alter. Wie aus den Mädchen Backfische und aus den Backfischen junge Damen wurden, so wurden auch unsere Röcke länger und länger. Aus den Gretchenzöpfen wurden Mozartzöpfe und aus den Mozartzöpfen moderne Frisuren.

Meine Freundschaft mit der Prinzessin wurde immer inniger. Wir waren unzertrennlich geworden, und wenn wir uns in Nizza oder Cannes oder Biarritz oder, wo es denn sonst war, auf der Promenade gemeinsam sehen ließen, erregten wir mit unserem echt mädchenhaften Liebreiz Aufsehen. Nicht nur, daß wir uns etwas darauf einbilden konnten, stets, wo immer wir hinkamen, vom Kopf bis zu den Füßen die schicksten, am besten angezogenen Mädchen zu sein, nein, in unseren immer gleich schlank bleibenden Figuren, in unseren überaus feinen Gesichtszügen lag an sich schon etwas unendlich Jungfräuliches. Ach! Wie mancher liebestolle Jüngling ist errötend unsern Spuren gefolgt! Wie mancher hat uns mit sehnsüchtig schmachtendem Blick angehimmelt, und wie mancher hat uns im gesellschaftlichen Verkehr die süßesten Schmeicheleien gesagt und uns, als wir größer wur-

den, mit offenkundig ehrbarer Absicht umworben! Wenn wir gewollt hätten, glänzende Partien hätten wir machen können. Aber wir waren viel zu gut erzogene junge Mädchen, um uns die Herrchen nicht gebührend vom Leibe zu halten, ohne sie vollkommen von uns zu scheuchen. Denn das letztere wollten wir gar nicht, da uns die offensichtlichen Huldigungen im Grunde unseres Herzens doch unendlich wohltaten und schmeichelten.

Auch in dieser Beziehung waren wir richtige junge Mädchen geworden. Wir kokettierten, brachen Herzen und flickten sie wieder zusammen, um sie dann von neuem zu brechen. Ganz und gar waren wir Mädchen und ganz und gar wollten wir auch Mädchen sein.

Ob diesem unserem so durch und durch mädchenhaften Verhalten gegen die Herrenwelt auch ein Teil Sinnlichkeit mit zugrunde lag, weiß ich nicht. Zum Bewußtsein ist mir etwas Derartiges damals jedenfalls nicht gekommen. Und mit der Prinzessin habe ich selbstverständlich über derartige Probleme nie gesprochen. Schließlich, da wir den geschlechtlichen Unterschied zwischen uns und anderen Mädchen immer noch nicht kannten, wäre eine, wenn ich es so ausdrücken soll, weibliche Hinneigung zum männlichen Geschlecht bei uns ja wohl nichts Unnatürliches, Perverses gewesen.

Um mich kurz zu fassen — so unsagbar glücklich meine Kindheit gewesen war, so unsagbar glücklich war auch meine Backfisch- und Jungmädchenzeit.

Der Höhepunkt war, wie für jedes andere junge Mädchen, mein erster Ball. Er fand in Nizza statt.

Die Prinzessin war damals achtzehn, ich offiziell ebenfalls achtzehn, in Wirklichkeit ja aber erst siebzehn Jahre alt. Wir waren beide gleich gekleidet, in eine Wolke duftigster, weißer Spitzen und Stickereien. Unsere Kleidchen waren von einer wahrhaft bezaubernden Schönheit. Tief ausgeschnitten, ließen sie unsere allerdings etwas mageren, aber doch keines-

wegs knochigen, blendend weißen Büsten mit ihrer sammetweichen Haut frei. Um meinen wundervoll schlanken Hals und auch um den der Prinzessin schlang sich eine herrliche Perlenkette. Im wohlfrisierten Haar und in den Spitzen auf dem linken Schultergelenk leuchteten kleine, aber um so prachtvollere Brillantagraffen. Unsere schönen weißen Arme waren frei, allerdings zu dreiviertel von langen weißen Glacéhandschuhen bedeckt, und aus dem wogenden Meer der Spitzen da unten kamen die Füßchen in weißen Seidenstrümpfen und zierlichen weißen Schühchen hervor.

Wir beide waren fraglos die Schönsten und Begehrtesten unter allen jungen Damen, und da wir es in unseren Tanzstunden gelernt hatten, vorzügliche Tänzerinnen zu werden, flogen wir von einem Arm in den anderen. Ich aber war unbestritten die „Ballkönigin“ und wurde auch neidlos als solche anerkannt.

Es war ein himmlischer, glückseliger Abend, den ich nie vergessen werde, um so glückseliger, als ich auffallend viel von einem reizenden jungen Herrn zum Tanz aufgefordert wurde, der mir, so sonderbar es klingt, auch nicht gleichgültig blieb. Es fehlte nicht viel, so hätte ich mich unsterblich in ihn verliebt, und ich weiß nicht, ob ich nicht damals schon so völlig Weib geworden wäre, daß ich auch einem Manne meine ganze Liebe hätte schenken können, wenn mich nicht die Verhältnisse zu einer ganz normalen Heirat mit einem echten Weibe geführt hätten.

Damals war ich jedenfalls drauf und dran, mein kleines, an diesem Abend sehr stürmisch pochendes Herz an einen Mann zu verlieren, jedoch, wie ich noch einmal mit aller Entschiedenheit betonen möchte, ohne die geringste Beteiligung meiner Sinne.

Der Ball war, wie gesagt, der Höhepunkt, der so namenlos glücklichen Zeit, die mir als Backfisch und jungem Mädchen beschieden war. Aber er war leider auch so ziemlich der End-

punkt, allerdings nur insoweit mein Glück auch in meinem Zusammenleben mit der Prinzessin begründet war.

Denn keine acht Tage waren seit dem Ball vergangen, als die Fürstin ein dickes Schreiben aus Rußland erhielt, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß infolge Todesfalles ihrem Sohne eine große Herrschaft zugefallen sei, und daß er, wenn er seine Rechte darauf nicht verlieren wolle, zurückkehren müsse.

So erfreulich dies an sich auch für die Prinzessin war, so tief erschüttert waren wir doch alle vier, und nach Jahren ungetrübten, sonnigsten Glücks netzten wieder einmal Tränen unsere Wangen, so bitterliche, ehrlich geweinte Tränen, wie sie nur ein tiefer, ehrlicher Seelenschmerz auslösen kann.

Für mich kam ja nur der Trennungsschmerz in Frage, aber für die arme Prinzessin bedeutete es weit, weit mehr. Für sie bedeutete es, daß sie auf ihren ganzen bisherigen Stolz, auf das Schönste, was es — wie für mich — so auch für sie auf Erden gab, auf ihre ganze weibliche Herrlichkeit, auf Röcke, Spitzen, Damen-Stiefelchen, lange Haare usw. verzichten mußte.

Wer kann sich unseren und der Prinzessin — noch darf ich ja von einem weiblichen Wesen sprechen — tiefen Seelenkummer, wer ihre grenzenlose Verzweiflung vorstellen? Niemand! Nur der könnte es, der sich selbst einmal in ähnlicher Lage befand. Und wenn dies überhaupt jemals einer gewesen ist, viele dieser Art gab und gibt es gewiß auch heute noch nicht. Tagelang waren wir beide an Leib und Seele gebrochen.

Wie innig und zärtlich habe ich die Prinzessin damals gebeten, doch auf die Erbschaft zu verzichten und immer gemeinsam mit mir als elegante Dame weiterzuleben! In den köstlichsten Farben habe ich ihr damals unsere Zukunft geschildert, und wenn sie allein die Entscheidung gehabt hätte, ihre Liebe zur weiblichen Kleidung hätte fraglos den Sieg davongetragen. Aber die Fürstin-Mutter war, nachdem sie sich einmal, so schwer es ihr auch wurde, mit dem Gedanken

abgefunden hatte, verständig genug, ihre Tochter in die Wirklichkeit zurückzuführen. Daß auch meine eigene Mutter sie hierin unterstützte, war mir damals unfaßlich. Die Gründe hierzu habe ich erst später erfahren.

So kam denn der Tag heran, an dem die wundervollen Haare meiner Freundin der unbarmherzigen Schere zum Opfer fielen, an dem aus der niedlichen Prinzessin wieder ein ganz gewöhnlicher Prinz wurde.

Als er eines Morgens kurz geschoren und in männlicher Kleidung vor mir erschien, hätte mich fast der Schlag getroffen. Herrgott! Wie sah der arme Bengel aus! Wie entsetzlich hatte er sich verändert! Wahnsinniger Schmerz krampfte mein Herz zusammen, und tiefes Mitleid fühlte ich in der Brust. Am liebsten hätte ich mich ihm aufschluchzend in die Arme geworfen. Aber um ihm das Herz nicht noch schwerer zu machen, als es an sich schon war, hatte ich meiner Mutter versprechen müssen, mich zu beherrschen. Und ich beherrschte mich, wenn ich meiner tiefen, inneren Bewegung auch nicht ganz Herr werden konnte. Dazu schien mir der Prinz tatsächlich zu häßlich geworden zu sein.

Jedenfalls bestätigte sich hier zum erstenmal die von mir später noch wiederholt gemachte Beobachtung, daß die Schönheit der Menschen zum großen, großen Teil von der Schönheit der Kleidung abhängt. Ich gebe zu, daß ein ideal schöner Mensch auch in häßlicher Kleidung nie direkt häßlich werden kann. Ebenso sicher aber auch ist, daß eine schöne Kleidung das Aussehen eines an sich häßlichen Menschen dermaßen hebt, daß er selbst schön erscheinen kann.

Als ich meinen lieben, lieben Freund nun in dieser abstoßend häßlichen Kleidung vor mir sah, da habe ich mir im stillen einen heiligen Eid geleistet, nie meinen herrlichen Körper durch Anlegen auch nur eines einzigen männlichen Kleidungsstückes zu entstellen. Denn wenn ich das Aussehen des jetzigen Prinzen und das der früheren Prinzessin mit

einander verglich, dann konnte und m u ß t e ich seinen kurzgeschorenen Kopf und seine Hosen-bewehrten Beine nur als eine E n t s t e l l u n g und V e r u n s t a l t u n g w i d e r l i c h s t e r A r t bezeichnen. Würde ich selbst mir jemals etwas Derartiges gefallen lassen? N i e! Lieber tot, als eine derartige Entwürdigung erdulden!

Die Trennung von meinem Freunde, mit dem ich mich so innig verwachsen fühlte, war schwer, unendlich schwer. Aber wenn unsere Wege sich damals auch trennten, immer sind wir im Briefwechsel geblieben, bis er im Jahre 1910 dem Typhus erlag.

Als er damals nach Rußland zurückkehrte, wurde er den uralten Traditionen seines Hauses entsprechend bald Offizier und, obgleich er seine ganze Jugend als verwöhntes Mädchen verbracht hatte, soll er im russisch-japanischen Kriege mit großer Auszeichnung gekämpft haben.

Von seiner schönen Spitzenwäsche hat er sich trotzdem nie getrennt — abgesehen natürlich von der Zeit, die er im Felde stand. Oft schrieb er mir, daß er wohl ebenso schöne Spitzenhemden und Spitzenhöschen, ebenso schöne Korsetts und Seidenstrümpfe trage wie ich. Auch einen Teil seiner schönen Kleider und Unterröcke hat er behalten, und wenn er später einmal ganz glücklich sein wollte, dann zog der stolze Offizier und reiche Fürst auch Unterröcke und Kleidchen an und fühlte sich wie einst als große Dame. Um die Täuschung voll zu machen, hatte er sich aus seinen eigenen Haaren eine Perrücke machen lassen, die er dann ebenfalls aufsetzte. Wenn er aber Dame war, gedachte er meiner immer mit einigen lieben, zärtlichen Worten.

Schon bevor der Prinz abfuhr, hatte meine Mutter sich mit ihrer nicht gerade in den glänzendsten Verhältnissen lebenden Schwester in Verbindung gesetzt, um eine von deren Töchtern, also eine meiner Cousinen nunmehr ganz zu sich zu nehmen.

Sie verfolgten damit einen doppelten Zweck.

Der erste war, mir wieder eine passende, gleichaltrige Gefährtin zu geben.

Den zweiten Zweck erfuhr ich erst sehr viel später. Erst als ich verheiratet war, sagte mir meine Mutter, sie habe damals auf meinem ersten, oben geschilderten Ball wohl bemerkt, wie ich meinen Kurmacher immer schwärmerisch angehimmelt habe. Ich habe mich, wie sie hinzufügte, damals vollkommen wie ein verliebtes, kleines Mädchen benommen, und dies habe ihr, meiner Mutter, doch sehr zu denken gegeben. Sie habe direkt befürchtet, daß mein Geschlechtstrieb vielleicht eine falsche Bahn, in Richtung auf die Liebe zum Mann, einschlagen könne und habe nun beabsichtigt, ihn unbedingt in die richtige Bahn, mit der Liebe zum Weibe, zu lenken. Dies aber habe sie geglaubt am besten dadurch erreichen zu können, daß ich eine wirkliche junge Dame weiblichen Geschlechts als Gesellschafterin und Freundin erhalte.

Daß diese Befürchtung meiner guten Mutter damals noch durchaus unbegründet war, habe ich bereits angedeutet. Denn, wie ich schon sagte, hatte ich damals noch nicht die allergeringste Ahnung von der ganzen Art des Geschlechtsunterschiedes und überhaupt von irgendeinem Geschlechtsleben, geschweige denn jemals auch nur eine Spur von geschlechtlicher Regung empfunden.

Ich war zu dieser Zeit unschuldig wie ein kleines Kind. Meine Naivität ging so weit, daß ich mich noch mit siebzehn Jahren nicht nur von meiner niedlichen Zofe an- und ausziehen ließ, sondern daß ich auch nichts darin fand, daß sie, die doch nur zehn Jahre älter war als ich, mich nach dem allmorgigen Bade vollkommen abtrocknete, wobei ich mich ihr natürlich in absolutem Adams- oder, wie man's nehmen will, Evas-Kostüm präsentierte. Ebenso hatte sie jede anderweitige Pflege meines Körpers übernehmen müssen. Und auch diese Pflege erstreckte sich fast auf den ganzen Körper, da ich schon

als junges Mädchen auf Körperkultur den allergrößten Wert legte.

Dies blieb alles so, bis meine Cousine kam. Erst dann untersagte meine Mutter es mir, mich nach dem Bade von der Zofe abtrocknen zu lassen und überhaupt mich völlig unbekleidet vor ihr zu zeigen. So verlangte meine Mutter auch, daß die Zofe mein Schlaf- bezw. Ankleidezimmer künftig immer erst dann betrete, wenn ich zum mindesten Hemd, Korsett und Höschen angelegt hätte. Den Grund nannte meine Mutter mir nicht. So begriff ich den Sinn dieses Verbotes auch gar nicht, hielt es vielmehr für eine, mir allerdings unbegreifliche Laune meiner Mutter.

Etwa vier Wochen nach der Abreise des Prinzen kam meine Cousine an.

Ich war froh, ein hübsches, großes, schlankes Mädchen vor mir zu sehen, das nur ein Jahr älter war als ich. Das einzige, was mir an ihr nicht gefiel, war ihre Toilette. Aber diesem Mangel war bald abgeholfen. Bis die sofort für sie in Bestellung gegebenen Sachen fertig waren, erhielt sie aushilfsweise Kleider, Wäsche, Stiefel usw. von mir. Und da sie genau von meiner Größe und Figur war, paßte ihr alles wie angegossen bis auf die Stiefel, die ihr allerdings eine Kleinigkeit zu klein, und nicht etwa, wie man eigentlich annehmen sollte, zu groß waren.

Künftig waren wir immer wie Schwestern vom Kopf bis zu den Füßen gleich gekleidet. Und wie Schwestern, wie sich zärtlich liebende Schwestern lebten wir auch miteinander. Unser Verhältnis zu einander war ein selten inniges und vertiefte sich von Tag zu Tag mehr. Eine neue Freundin hatte ich gefunden, die mir treu ergeben war.

So vergingen wieder zwei Jahre ungetrübten Glücks, bis eines Abends ein Ereignis eintrat, das mich bis ins Innerste traf.

Vorausschicken muß ich, daß meine Cousine selbstver-

ständlich über mein wahres Geschlecht orientiert war. Aber wir hatten nie miteinander darüber gesprochen. Ich selbst hatte nicht davon angefangen, weil ich nun vollkommene Dame sein und nie wieder an meine Männlichkeit erinnert werden wollte. Und meine Cousine hatte aus Takt geschwiegen.

Nun zu dem erwähnten Ereignis, das einen so tiefen, tiefen Eindruck auf mich machte.

Wir hielten uns damals in Monte Carlo auf, wo meine Mutter eine ganze Villa für uns gemietet hatte, da wir die ganze Saison dort verleben wollten. Meine Mutter selbst war zu der fraglichen Zeit mit ihrer Gesellschafterin für einige Zeit nach Paris gefahren, und meine frühere Erzieherin, die zur zweiten Gesellschaftsdame avanciert war, befand sich an dem bewußten Abend in der Oper. Meine Cousine und ich hatten keine Lust gehabt mitzugehen.

Wie schon so oft, saßen wir beide auch an diesem Abend eng aneinander geschmiegt im Salon und besahen Bilder. Meine Cousine selbst saß in einem Lehnstuhl, während ich mich ihr zur Linken auf der Lehne desselben niedergelassen hatte. Ich hatte die Bilder in der Hand. Während meine Cousine ihren linken Arm auf die Lehne hinter meinem Rücken gelegt hatte, lag ihre rechte Hand in meinem Schoß.

Da wollte es das Unglück, daß meine Cousine sich, um ein Bild besser sehen zu können, etwas erhob und sich hierbei, mit der rechten Hand mein rechtes Bein ganz oben umfassend, etwas aufstützte.

Der Erfolg dieses Aufstützens und des damit verbundenen zufälligen Berührens war fürchterlich, denn nun geschah etwas, das näher zu schildern mir das Feingefühl verbietet. Ohne daß ich selbst das Geringste dazu tat, aber auch ohne daß es mir möglich war, dem sich nun abspielenden Vorgang Einhalt zu tun, hatte meine Geschlechtslosigkeit ein Ende gefunden. Was mir passierte, kann eben nur einem Mann passieren.

Krampfhafte Zuckungen durchbebten meinen ganzen Körper. Die selbständigen Bewegungen, gegen die ich vollkommen machtlos war, wurden immer stärker und stärker, bis sie plötzlich wieder nachließen und schließlich ganz aufhörten.

Zum Bewußtsein dieser Tatsache kam ich damals jedoch noch nicht. Körperlich geschwächt und bis ins innerste Mark erschüttert, fing ich an, bitterlich zu weinen. Da ich mir den Vorgang nicht erklären konnte, hielt ich mich für schwer krank. Wie hingegossen lag ich in den Armen meiner Cousine, die mich nach Kräften zu trösten suchte, ohne daß ich jedoch für Trost zugänglich gewesen wäre.

Eine ganze Weile fühlte ich mich so schwach, so apathisch, daß ich gar nicht daran dachte, aufzustehen. Als mir dann aber mein Zustand immer unangenehmer wurde, raffte ich mich mit Gewalt auf, um in mein Schlafzimmer zu gehen. Ein natürliches, angeborenes Schamgefühl hielt mich glücklicherweise davon ab, meine Zofe oder einen anderen dienstbaren Geist zu Hilfe zu rufen. Ich nehme jetzt jedenfalls an, daß es das Schamgefühl war, das mich davon abhielt.

Es war der erste Abend, an dem ich mich ohne jede Handreichung der Zofe entkleidete.

Aber wie sahen meine Sachen aus! Entsetzlich! Nicht nur, daß meine entzückende Spitzenwäsche in Mitleidenschaft gezogen war, auch mein schönes Rosakleidchen, das ich an diesem Abend angehabt hatte, war befleckt. Alles war mir ein Rätsel, und ich glaubte an ein Geschwür im Innern meines Leibes.

Da ich jedoch keine Schmerzen hatte, mich vielmehr sehr schwach und matt fühlte, legte ich mich doch ohne weiteres ins Bett. Lange Zeit habe ich darin dann noch weiter geweint, um dann aber doch schließlich einzuschlafen. Und in dieser Nacht schlief ich traumlos wie eine Tote.

Die schmutzige Wäsche hatte ich Gott sei Dank vor dem Zu-Bett-gehen ins Wasser gesteckt.

Am anderen Morgen fühlte ich mich, wenn auch immer noch etwas matt, so doch im allgemeinen vollkommen gesund. Daß ich keine Schmerzen hatte, beruhigte mich sehr.

Meine Cousine begrüßte mich an diesem Morgen ganz besonders herzlich. Auf ihre Frage nach meinem Befinden antwortete ich der Wahrheit entsprechend, daß ich mich ganz wohl fühle. Meine nichtsdestoweniger vorgebrachten Befürchtungen, ich könne ein schweres inneres Leiden haben, versuchte meine Cousine auf jede mögliche Weise zu zerstreuen. Und diesmal hörte ich schon etwas mehr auf ihre Tröstungen. Ich wollte ja nicht krank sein, und so hoffte ich denn auch schließlich mehr und mehr, es tatsächlich auch nicht zu sein. Meine gute Cousine hat sich wahrlich die redlichste Mühe gegeben, diesen Glauben und diese Hoffnung in mir zu erwecken und zu verstärken.

Der Tag verging, und als es Abend war, saßen wir wieder allein im Salon. Es war so dunkel, daß wir unsere Gesichtszüge gegenseitig nicht mehr erkennen konnten, eine richtige, gemütliche Schlummerstimmung.

Und da fragte ich meine Cousine dann wieder, ob sie tatsächlich glaube, daß ich nicht krank sei. Anfangs zögernd erhob sie sich plötzlich und meinte dann, sie könne meine Sorge nicht länger mehr mit ansehen. Ich solle vollkommen beruhigt sein und brauche nicht die geringste Angst zu haben. Denn was gestern abend passiert sei, sei nichts anderes als ein ganz natürlicher Vorgang, der mit meinem männlichen Geschlecht zusammenhänge.

Anfangs wollte ich ihr nicht glauben, aber infolge der Entschiedenheit, mit der sie ihre Behauptung wiederholte, und vor allem, weil ich merkte, wie maßlos peinlich ihr diese Enthüllung war, kam ich zu der Überzeugung, daß sie recht habe und es ehrlich meine.

Als ich sie dann in meine Arme nahm und ihr einen Kuß gab, da merkte ich erst an ihrem Zittern und an den

Tränen, die über ihre Backen liefen, eine wie große Überwindung sie diese Erklärung gekostet hatte. Wie sie mir später einmal sagte, habe sie vor Scham in den Erdboden versinken mögen. Aber einmal meine Angst und dann auch die Tatsache, daß sie selbst ja, wenn auch unbeabsichtigt, die Veranlassung zu dem Vorgang gewesen sei, hätten ihr die Zunge gelöst.

An diesem Abend sprachen wir nicht mehr davon. Meine Cousine ließ sich auch nicht weiter darüber aus, inwiefern der Vorgang mit meinem männlichen Geschlecht zusammenhinge. Und ich fragte nicht danach.

So kam es, daß ich, in Wirklichkeit doch ein fast zwanzigjähriger junger Mann, von einem nur um ein Jahr älteren jungen Mädchen, wenn auch nicht vollkommen, so doch bis zu einem gewissen Grade aufgeklärt wurde. Ihre Hand aber legte meine Cousine erst wieder in meinen Schoß, als wir verheiratet waren. Und der peinliche Vorgang wiederholte sich nicht.

Dies war und blieb das einzige Mal, daß ich vor meiner Verheiratung eine geschlechtliche Regung empfunden hatte, die außerdem noch durch eine zufällige, äußere Einwirkung hervorgerufen war.

Meiner Mutter beschlossen wir nichts davon zu sagen.

Mein Verhältnis zu meiner Cousine wurde nach diesem schrecklichen Abend nur noch um so inniger. Und ich weiß nicht, wie es kam, eines Tages erklärte ich ihr, da wir uns doch nicht mehr trennen wollten, sei es doch das beste, wenn wir einander heirateten. Ich hatte nur eine Bedingung, und zwar die, daß ich meine schöne weibliche Kleidung auch dann weitertrage. Denn kein Mensch und nichts in der Welt könne mich veranlassen, jemals eine Hose anzuziehen.

Es war eigentlich ein etwas sonderbarer Heiratsantrag. Aber die Verhältnisse selbst waren ja auch ganz ungewöhnlicher Natur. Nicht als liebegirrender Brautwerber trat ich vor meine

Cousine hin. Was ich sagte, war eigentlich mehr ein Vorschlag zur Güte als eine Werbung, nicht eine Folge der Liebe des Mannes zum Weibe, sondern lediglich eine aus idealer Freundesliebe hervorgegangene Erwägung, um so mehr, als ich unter einem Heiratsversprechen damals n i c h t s anderes verstand als das Versprechen, immer zusammen zu bleiben.

Meine Cousine sah mich zuerst neckisch lächelnd an. Dann fiel sie mir plötzlich um den Hals mit der freudigen Erklärung, ja, sie sei bereit, das Jahrhundert gemeinsam mit mir in die Schranken zu fordern, und wenn ich tausend Spitzenhöschen und tausend Spitzen-Unterröcke trüge. Sie meinte, sie werde wirklich böse, wenn ich noch einmal von Hosen anfange. In meiner schicken, eleganten Damenkleidung habe sie mich kennen und lieben gelernt, und in meiner schicken, eleganten Damenkleidung solle ich gemeinsam mit ihr durchs Leben wandeln, bis einer von uns beiden sich ins Grab legen werde.

Wir machten ab, auch künftig als Mann und Frau stets bis ins kleinste gleich gekleidet zu gehen.

So waren wir ein Brautpaar geworden, und als wir uns dann in unserer neuen Würde glückstrahlend, beide mit einem graziösen Knix, meiner Mutter präsentierten, war diese zunächst natürlich überrascht. Ohne sich aber lange zu besinnen, schloß sie uns voller Seligkeit in die Arme. Eine ihrer ersten Fragen war, wie es denn nun aber mit meiner Kleidung werde. Als wir ihr hierauf erwiderten, daß ich auch als Ehemann immer elegante Dame bleiben werde, kriegten wir jeder noch ein halbes Dutzend Küsse extra. Mit doppelter Freude erteilte meine Mutter uns ihren Segen. Wir merkten ihr sofort an — und sie gab es auch unumwunden zu —, daß wir mit unserer Verheiratung ihren sehnlichsten Wunsch erfüllten. Nur die eine Bedingung stellte meine Mutter noch, daß sie immer bei uns bleibe, eine Bedingung, deren Erfüllung wir nur allzu gern zusagten.

Bei einem glänzenden Verlobungsdiner wurden dann gleich die Pläne für die Zukunft gefaßt. Da ich mir nun einmal hoch und heilig geschworen hatte, nie eine Hose anzuziehen, mußte ich auch zur Hochzeit als elegante Dame erscheinen, so daß wir nun vor einem ziemlich schwer zu lösenden Problem standen. Aber es mußte gelöst werden, mochte es kommen, wie es wollte.

Nach längerem Überlegen kamen wir überein, daß das einzige Land, in dessen Grenzen eine derartige Hochzeit sich ermöglichen lasse, Amerika sei. Dort, waren wir überzeugt, würden wir mit Geld und guten Worten schon zum Ziel kommen. Und da wir einsahen, daß das Leben eines Ehemannes in Damenkleidern in Europa doch schwer ausführbar sei, beschlossen wir gleichzeitig, nach unserer Hochzeit ganz in Amerika zu bleiben. Nichts hielt uns in Europa fest. Leben konnten wir überall. Wenn wir drei zusammenbleiben konnten, und ich in der Lage war, meine Röcke und Spitzenhöschen unangefochten weiter zu tragen, dann war unser Glück für alle Fälle fest begründet und gesichert, ganz einerlei, wo wir lebten. Dann war alles andere von absolut untergeordneter Bedeutung.

Unser neuer Schlachtruf hieß also: „Auf nach Amerika!" Und zwar beschlossen wir, uns nicht länger als nötig mit der Abreise aufzuhalten. Die Sachen, die wir nicht mitnehmen konnten, ließen sich schnell verkaufen, zumal es uns auf den Preis nicht sonderlich ankam. Und sonst hinderte nichts eine baldige Abreise.

Einen allerdings sehr stichhaltigen Grund gab es für uns aber doch, noch wenige Wochen in Europa zu bleiben. Das war die Bestellung einer Kleider- und Wäsche-Aussteuer für meine Braut und mich.

Eigentlich brauchten wir ja nichts, da wir von allen Sachen genug und übergenug besaßen. Meine Mutter wollte sich dies Geschenk aber unter keinen Umständen nehmen lassen.

Wußte sie doch auch ganz genau, eine wie große Freude sie uns mit einer schönen Aussteuer machen würde. Daß diese nur in Paris angefertigt werden konnte, versteht sich von selbst.

Und so fuhren wir denn schon einige Tage nach unserer Verlobung nach Paris ab, wo wir gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft die Aussteuer in Bestellung gaben.

Da es vielleicht den einen oder anderen interessiert, will ich hier alles aufführen. Es wurden also pro Person bestellt: 12 Garnituren Leibwäsche, bestehend aus Hemden, Höschen und Unterröcken, 12 ganz kurze Batist-Unterröcke, 3 Korsetts, 12 Untertaillen, 6 Nachthemden, 6 Frisiermäntel, 24 Taschentücher, 24 Paar seidene Strümpfe, 3 Promenadenkleider, 3 Kleiderröcke und 6 Spitzenblusen dazu, 3 Besuchskleider, 2 Matinees, 6 helle Sommerkleider, 3 Gesellschaftstoiletten, 3 seidene Unterröcke, 1 Wintermantel, 2 Sommermäntel, 1 Staubmantel, 1 Regenmantel, 6 Paar schwarze Lackknöpfstiefel, 6 Paar farbige Knöpfstiefel, 12 Paar ausgeschnittene Schuhe, davon 6 Paar in schwarzem Lack und 6 Paar farbig.

Fußbekleidung hatten wir, obgleich wir hiermit noch besonders reichlich versehen waren, verhältnismäßig viel bestellt, weil wir fürchteten, in ganz Amerika keinen Schuhmacher zu finden, der imstande gewesen wäre, so entzückende Kunstwerke fertigzustellen, wie unser Pariser Hoflieferant es fertig brachte.

Im übrigen war ja aus dem oben erwähnten Grunde unsere Kleider- und Wäscheaussteuer quantitativ nicht bedeutend. Aber viele Stunden haben wir dazu gebraucht, um all die zu verwendenden Stoffe, Spitzen und Stickereien auszusuchen. Wahre Gedichte, wahre Göttergebilde mußten die Kleider und all die intimen und intimsten Wäschestücke werden. Und — es sei hier gleich gesagt — sie w u r d e n es. Ich glaube nicht, daß jemals ein menschliches Wesen etwas Gleiches oder auch nur annähernd Gleiches getragen hat.

Abwechselnd geweint und gelacht haben wir vor Freude, als wir diese unvergleichlich schönen Sachen erhielten. Sie schienen aus einer anderen Welt zu kommen, für Feen und Elfen aus einem Märchenland bestimmt.

Fast zehn Wochen waren doch vergangen, bis Kleider, Mäntel, Wäsche und Stiefel fertig waren. Aber als wir dann alles wohlverstaut hatten, traten wir, ohne weiter zu zögern, die Reise über den großen Teich an — voller Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Und weiß Gott, wir sollten uns in dieser Hoffnung nicht getäuscht haben.

In Amerika angekommen, gaben wir uns nicht erst einem beschaulichen Nichtstun hin, sondern wir setzten sofort alle Hebel in Bewegung, um — das Schwierigste — einen Pfarrer für die Trauung, sodann einen künftigen Wohnsitz zu finden und schließlich, um die Einrichtung zu bestellen. Und wir fanden alles, dank der Rührigkeit und Findigkeit des vortrefflichen Privatsekretärs meiner Mutter, der sich wegen Pfarrer und Wohnsitz allerdings erst mit einer großen Agentur in Verbindung setzen mußte.

Hier muß ich einschalten, daß unsere sämtlichen Hausangestellten, die uns von Deutschland nach Frankreich begleitet hatten, auch mit nach Amerika gekommen waren.

Die Einrichtung, die wir mit Genehmigung meiner Mutter aussuchten, war bezaubernd schön, natürlich ganz auf weiblichen Geschmack zugeschnitten, aber auf einen Geschmack, der die höchsten Anforderungen stellte. In den Räumen, die wir uns vorbehalten wollten, sollte für Herrenmöbel kein Platz sein. Ein Herrenzimmer sollte es bei uns nicht geben. Besonders großen Wert legten wir auf Kleider- und Wäscheschränke. Diese wurden alle nach unseren eigenen Angaben neu angefertigt, ausschließlich mit großen Türen aus Kristallglas, so daß wir den Inhalt sehen konnten, ohne die Türen erst öffnen zu müssen.

Nachdem wir so für die Zukunft alles in die Wege geleitet hatten, wurden die engeren Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen. Um diese ungestört abhalten zu können, hatte meine Mutter, sobald sich uns etwas Passendes bot, eine große möblierte Etage gemietet.

Und etwa ein Vierteljahr, nachdem wir den Boden Amerikas betreten hatten, war der Tag gekommen, an dem ich den Grundstein zum Aufbau meiner Rechte als „Herr des Hauses" legte. Jedenfalls hätte ich diese Rechte ja eigentlich beanspruchen können, aber ach, wo blieb mein ganzes Herrentum? Wenn ich solches überhaupt jemals besessen hatte, es dauerte nicht lange, bis es ganz in die Brüche ging.

Da wir kein großes Hochzeitsfest geben konnten, sahen wir auch von der üblichen Hochzeitskleidung ab. Und doch war das, was wir anhatten, vielleicht um ein Vielfaches kostbarer und wertvoller als die Kleidung, mit der sich die Damen der Gesellschaft im Durchschnitt zur Hochzeit zu schmücken pflegen.

Allein der Wert unserer Spitzenwäsche war ein ungeheurer. Das Schönste, was wir an Hemden, Höschen und Unterröcken besaßen, hatten wir selbstredend angezogen. Es war eine märchenhafte Pracht. Darüber aber kein weißes Spitzenkleid, auch kein anderes Gesellschaftskleid, sondern eine Visitentoilette, allerdings die schönste, die wir besaßen, eine Toilette von wahrhaft vornehmer Eleganz. Daß wir auf Seide rauschten, war selbstverständlich. Dazu kamen dann noch schwarze Seidenstrümpfe, Lackschühchen mit Brillantagraffen und der obligate Schmuck.

So waren wir denn ein Brautpaar, wie es die Weltgeschichte in seiner Eigenart zum zweitenmal sicher noch nicht wieder gesehen hat.

Natürlich wußte der Pfarrer genau Bescheid, was er zu erwarten hatte. Gesehen hatte er mich aber noch nicht, und was mag er da wohl gedacht haben, als er diese beiden so

unendlich eleganten Damen vor sich hintreten sah, als er sah, daß der Mann ebenso schön, wenn nicht schöner, daß er ebenso zierlich, wenn nicht zierlicher, daß er ebenso weiblich, wenn nicht weiblicher war wie die junge Frau.

Aber der Neid muß es ihm lassen. Er hat sich brillant, ohne mit der Wimper zu zucken, aus der Affäre gezogen. Er vollzog den Trauungsakt mit einer Ruhe und Würde, als ob er jeden Tag derartige Paare zu trauen habe.

So wurden wir, allen Vorschriften genügend, von Rechts und Gesetzes wegen Mann und Frau.

Auch nach der vollzogenen Trauung blieb der Pfarrer vollkommen auf der Höhe. Taktvoll wie ein vollendeter Gentleman, behandelte er auch mich durchaus als Dame, wie er auch mir gegenüber die Anrede „Madam" gebrauchte.

Nach Einnahme eines kleinen fürstlichen Diners, das ebenfalls in unserer Wohnung stattfand, und an dem außer meiner Mutter und uns beiden noch der Pfarrer, der Privatsekretär und die beiden Gesellschaftsdamen teilnahmen, war die Festlichkeit beendet.

Als Hochzeitsgeschenk hatten wir von meiner Mutter außer anderen Sachen jeder einen unerhört kostbaren Brillantschmuck erhalten.

Anstatt nun, wie andere junge Paare, am Abend des Hochzeitstages abzufahren, blieben wir die erste Nacht noch in der Wohnung meiner Mutter. Auch schliefen wir diese erste Nacht gegen jeden Brauch nicht in einem gemeinsamen ehelichen Hochzeitsgemach, sondern es legte sich jeder wie bisher sittsam in seinem eigenen Zimmer nieder.

Am nächsten Tage traten wir dann die Hochzeitsreise an, die vier volle Monate dauerte und uns in alle Gegenden der Welt brachte, die uns bisher noch unbekannt geblieben waren.

An Begleitung nahmen wir als „männlichen Schutz" — auch jedenfalls ein Kuriosum für ein junges Ehepaar — den

Privatsekretär meiner Mutter mit, außerdem noch die zweite Gesellschaftsdame und zwei Zofen.

Wohin uns die Reise führte, ist ja nebensächlich. Einen beträchtlichen Teil derselben brachten wir auf den großen Luxusdampfern zu, auf denen uns das Leben ganz ausnehmend gut gefiel. Wir bewohnten immer nur die teuersten Staatskabinen, so daß man uns in der Regel für etwas ganz Besonderes, für zwei inkognito reisende Prinzessinnen hielt. Selbstverständlich waren wir offiziell nicht ein Ehe-, sondern ein Schwesternpaar. Und da wir, wie schon gesagt, genau die gleichen Figuren und auch sonst große verwandtschaftliche Ähnlichkeit hatten, ließ sich diese Fiktion sehr gut aufrecht erhalten.

Selbst auf schwimmenden Palästen, auf denen doch gewiß Vornehmheit und Eleganz keine Seltenheit sind, erregten wir nicht nur ob unseres echt weiblichen Liebreizes, unserer wahren Schönheit, unseres ideal schlanken Wuchses, sondern last but not least auch wegen unserer stets über alle Begriffe eleganten Toiletten allgemeines Aufsehen.

Ein Wunder war es daher nicht, daß wir immer bald von der Herrenwelt umschwärmt waren, und wenn wir es nicht verstanden hätten, uns die allzu Aufdringlichen vom Leibe zu halten, so hätten wir von dieser unserer Hochzeitsreise jeder gut ein Dutzend Anträge mit nach Hause bringen können. Mir persönlich bereitete es erklärlicherweise immer ein unbändiges Vergnügen, wenn meine so durch und durch weiblichen Reize die Herren so liebestoll machten.

Obgleich wir vom ersten Tage der Reise an stets im selben Zimmer bezw. in derselben Kabine schliefen, habe ich während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal geschlechtlichen Verkehr mit meiner Frau gehabt. Ich hatte gar kein Verlangen danach. Ja, ich konnte mit meiner Frau im selben Bett — dann allerdings immer in einem großen Doppelbett! — schlafen, ohne daß mich dies irgendwie aufgeregt

hätte. Und meine Frau trat nie auch nur andeutungsweise mit einem diskreten Wunsch an mich heran.

Trotzdem waren wir unendlich glücklich miteinander. Meine Sinne schliefen eben noch ihren Jungfernschlaf und niemand weckte sie auf. Ich selbst konnte das Wecken nicht übernehmen, weil ich von diesen Schläfern immer noch nichts wußte, und meine Frau wollte es wohl nicht.

Als meine Sinne dann aber später einmal zum Leben erwacht waren, da habe ich bewiesen, daß ich, wenn auch sonst ganz Weib, in dieser Beziehung doch voll und ganz meinen Mann stand. Es ist ja möglich, daß dies nur die Folge meiner langen, langen Unschuld war.

Unendlich peinlich ist es mir, daß ich immer wieder auf diese mit dem Geschlechtsleben zusammenhängenden Fragen zurückkommen muß. Es widerstrebt so ganz meinem Empfinden, hiervon zu reden und zu schreiben. Aber ich weiß ja, daß mein Fall eine vielleicht den einen oder anderen interessierende Seltenheit ist, und da ich mir vorgenommen habe, die volle, ungeschminkte Wahrheit niederzuschreiben, muß ich auch hierüber schreiben, ob es nun ästhetisch ist oder nicht.

Um nun noch einmal kurz auf unsere Hochzeitsreise zurückzukommen, so möchte ich nur sagen, daß wohl die meisten jungen Ehepaare einen anderen Begriff von einer Hochzeitsreise haben, aber daß wohl selten ein junges Paar so voll tiefen, unfaßbaren Glücks, so voll wahrer innerer Befriedigung in sein neues Heim einzieht, wie wir es taten.

Doch noch sind wir nicht da. Etwas muß ich noch von unserer Hochzeitsreise erzählen.

Wie meine verehrten Leser sich jedenfalls entsinnen werden, hatte meine Schneiderin — hoffentlich wird sie nicht böse, daß ich sie der Einfachheit halber immer nur als Schneiderin bezeichne — damals, als meine Mutter und ich verzweiflungsvoll zu ihr kamen, erklärt, daß ich keineswegs der einzige Junge sei, der in Mädchenkleidern umherlaufe.

Wenn ich etwas eingehender auf diese Behauptung auch erst später eingehen werde, so will ich doch jetzt gleich von zwei Knaben dieser Art erzählen, die ich während unserer Hochzeitsreise kennenlernte.

Gleich auf dem ersten Dampfer, mit dem wir unsere Reise antraten, und der uns nach Südamerika brachte, trafen wir den einen, einen großen zwölfjährigen Nordamerikaner, dessen Äußeres bei oberflächlicher Betrachtung allerdings einen gewissen männlichen Anstrich hatte, insofern als seine Kleider keine ausgesprochenen eleganten Mädchenkleider waren. Zwar trug er Röcke, aber immer nur einfache, kurze Faltenröcke und Blusen, die stets in der Form von Matrosenblusen gehalten waren und die, wenn sie auch, als wir in die heißen Regionen kamen, aus feinstem Batist bestanden, doch ebensogut von jedem Knaben in Hosen hätten getragen werden können.

Dennoch behaupte ich, daß er wie ein Mädchen gekleidet war. Denn was er u n t e r Rock und Bluse trug, war durchaus mädchenhaft. In dem vorderen dreieckigen Ausschnitt der Bluse sah man stets zierlich und kokett die feinen Spitzen seines Hemdchens, und auch durch den dünnen Blusenstoff schimmerten Spitzen, Stickereien und rosafarbene oder blaue Bändchen hindurch. Ebenso durchaus mädchenhaft war er unter dem Rock gekleidet. Da gab es keine kurzen Hosen, wie man sie wohl hier und da bei den sogenannten Kittelkleidern der Knaben findet, sondern entzückende, süße Spitzenhöschen und Spitzenunterröcke.

Wenn der Junge auf dem Promenadendeck umhertollte, wie eine Katze die Treppen hinab- und hinauflief oder der Wind die Röcke blähte, dann mußte sich auch die prüdeste Jungfrau, ob sie nun wollte oder nicht, davon überzeugen, daß er da unten ebenso aussah wie sie, wenn nicht schöner. Ebenso durchaus mädchenhaft war seine zierliche, feine Schuhbekleidung. Die zwar nicht übermäßig langen, aber doch schönen Haare waren in Locken gedreht und immer mit einer

Schleife geschmückt. Seine Kopfbedeckung wieder war jedoch durchaus knabenhaft, entweder eine Matrosenmütze mit langen Bändern oder ein einfacher Strohhut.

Den zweiten Jungen lernte ich erst ziemlich zum Schluß meiner Reise kennen. Er war in Suez an Bord gekommen, fuhr mit uns nach Madeira, ging dort ebenso wie wir an Land, um dann auch glücklicherweise in demselben Hotel zu wohnen, in dem wir abgestiegen waren.

Als die neuen Reisenden in Suez über die Laufplanke kamen, fiel mir sofort ein großes, meiner Schätzung nach etwa vierzehn- bis fünfzehnjähriges, auffallend schlankes Mädchen mit krankhaft blasser Gesichtsfarbe auf. Ich sah es dann natürlich täglich an Bord und freute mich immer über die zierliche und geschmackvolle Kleidung, der man sofort ansah, daß es ein Kind vornehmer Leute war.

Eines Tages hörte ich — natürlich ohne die Absicht des Lauschens gehabt zu haben — einen Teil eines Gesprächs zwischen der Mutter dieses Kindes und seiner, wie ich später erfuhr, Tante mit an, aus dem ich glaubte schließen zu können, daß dies Mädchen in Wirklichkeit ein Junge sei.

So sehr ich darauf brannte, auf dem Schiff bot sich keine Gelegenheit, mit den erwähnten Damen in nähere Berührung zu kommen, da sie sich sehr reserviert hielten. Aufdringlich aber konnte und wollte ich nicht sein.

Um so glücklicher war ich daher, als sie in Madeira ebenfalls das Schiff verließen, und als ich sie des Abends beim Diner auch in unserem Hotel wieder vorfand.

Da wir uns an Bord doch oft gesehen hatten, konnte ich unter Bezugnahme hierauf am nächsten Morgen schon die Anknüpfung eines Gesprächs riskieren. Ich baute offen gestanden auch darauf, daß ich infolge meiner Schönheit, meiner unwiderstehlichen Anmut, meiner sich stets gleich bleibenden Liebenswürdigkeit, meiner seltenen Eleganz und meines immer vornehmen, distinguierten Benehmens keine

Abweisung erfahren würde. (Wäre ich eine wirkliche Frau oder ein wirklicher Mann, so würde ich natürlich nicht daran denken, mich selbst so zu verherrlichen. Da ich aber nicht Fisch noch Fleisch, weder vollkommene Frau noch vollkommener Mann bin, von der Natur zum Mann bestimmt, meinem tiefinnersten, glühendsten Wunsch gemäß aber, jetzt jedenfalls, am liebsten Weib wäre, so darf ich diese meine echt weiblichen Eigenschaften, auf die ich so stolz bin, auch wohl in diesen Zeilen ins rechte Licht rücken.)

Kurz, ich glaubte sicher zu sein, daß ich infolge dieser Eigenschaften, die mir, wo immer ich hinkam, nicht nur die Liebe, Verehrung und Zuneigung der Herrenwelt einbrachten, sondern — abgesehen von denen, die mich beneideten — auch die der Damen, keine Abweisung zu befürchten habe.

Jedenfalls riskierte ich es, und ich hatte Glück. Die Damen gingen mit größter Liebenswürdigkeit auf mein Gespräch ein. Das junge Mädchen wurde mir als Tochter vorgestellt, und weder im Aussehen noch in der Kleidung, noch im Benehmen konnte ich etwas finden, das mir das Recht gegeben hätte, an eine Vorspiegelung falscher Tatsachen hinsichtlich des Geschlechts zu glauben.

Aber einmal wußte ich ja aus eigener Erfahrung zur Genüge, daß der Schein trügt, daß man sich gerade in dieser Beziehung sehr, sehr täuschen kann. Und dann glaubte ich mich auch nicht verhört zu haben. Jedenfalls wollte ich der Sache auf den Grund gehen.

Daß ich nun nicht gleich am ersten Tage mit der Tür ins Haus fiel, war selbstverständlich. Ich hatte erfahren, daß die Damen einige Zeit in Madeira bleiben wollten, und so hatte ich Zeit. Gott sei Dank wurde meine Geduld jedoch nicht auf eine allzu lange Probe gestellt. Schon nach wenigen Tagen bot sich mir die Gelegenheit, meine quälende Neugier zu befriedigen.

Als ich eines Morgens gegen elf Uhr mit meiner Frau von einem Spaziergang zurückkehrte, ging die Mutter des

Mädchens im Hotelgarten allein spazieren, während letztere in einem niedlichen weißen Stickereikleidchen auf einem bequemen Liegestuhl lag. Ich hielt die Gelegenheit für günstig und bat meine Frau, ihrerseits ins Hotel zu gehen, um uns allein zu lassen.

Ich selbst begrüßte die Dame und promenierte dann gemeinsam mit ihr auf und ab. Das Kind hatte sich inzwischen erhoben, mir mit einem sehr graziösen Knix guten Tag gesagt und sich dann wieder hingelegt.

Die Rede auf das letztere zu bringen, war ja nun nicht allzu schwer. Zwar hatte ich mir vorher vorgenommen, unter Anwendung aller Mittel eleganter Diplomatie zu Werke zu gehen. Aber meine Begierde, Klarheit zu haben, und gleichzeitig auch die Hoffnung, meine Annahme, daß das Mädchen ein Junge sei, bestätigt zu sehen, waren so überwältigend, daß ich vor Aufregung fast zitterte und ganz gegen meine Gewohnheit kurz entschlossen den Stier bei den Hörnern packte.

Ich sagte also der Dame, daß ich eines Abends während der Überfahrt von Suez unfreiwillig Zeuge eines Gesprächs zwischen ihr und ihrer Schwester geworden sei. Die Worte, die ich damals gehört habe, hätten in mir die Überzeugung ausgelöst, daß ihre Tochter keineswegs ein Mädchen, sondern ein Junge sei.

Sofort sah ich, daß diese Äußerung die Dame sehr unangenehm berührte. Daher fuhr ich schnell fort, sie möge mir diese Worte um Gottes willen nicht übelnehmen, aber die Sache interessiere mich so leidenschaftlich, ich brenne so vor Begierde, die Wahrheit zu erfahren, daß ich mich nicht länger hätte bezwingen können usw.

Als die Dame merkte, daß mich keineswegs Neugierde, sondern wirkliches, aufrichtiges Interesse leitete, schwand ihre Zurückhaltung, die sie bei meinen ersten Worten gezeigt hatte. Sie wurde wieder freundlich, und, nachdem sie sich meiner Diskretion versichert hatte, entgegnete sie ohne weiteres Zö-

gern, ich habe allerdings recht, ihre „Tochter" sei ein fünfzehneinhalb Jahre alter Sohn. Gewiß, meinte sie, wundere ich mich über die Kleidung, aber ihr Junge habe bereits Knabenkleidung getragen, sie jedoch auf den Rat eines berühmten Kinderarztes wieder ausziehen müssen. Denn gerade die Knabenkleidung sei nach Ansicht des Arztes die Ursache einer schweren Erkrankung gewesen, die der Junge sich zugezogen habe. An sich schon trotz seiner Länge von schwächlicher Konstitution, sei er durch die Krankheit derart zusammengebrochen, daß sie die ernstesten Befürchtungen für sein Leben gehabt habe.

Wenn sie sich über die Krankheit selbst auch nicht ausließ, so mußte ich aus ihren Andeutungen doch entnehmen, daß der Grund der Krankheit in einer sehr üblen Angewohnheit vieler Knaben zu suchen war.

Sie sagte, der Arzt habe seine feste Überzeugung ausgesprochen, daß die Krankheit und die unmittelbare Ursache derselben sich nur dadurch beheben lasse, daß man dem Jungen die Hosen nehme und ihn wieder in Mädchenröcke stecke. Infolgedessen habe sie sich gar nicht lange besonnen, sondern unverzüglich den Rat des Arztes befolgt. Und ich möge es glauben oder nicht, die Röcke hätten tatsächlich Wunder gewirkt. Ihr Sohn habe sich langsam, aber stetig erholt, und es sei für sie eine unumstößliche Tatsache, daß er nur den Röcken sein Leben verdanke. Vielleicht könne er ja jetzt schon wieder Hosen tragen. Aber leider habe damals auch seine Lunge sich einen Knax weggeholt, von dem immer noch etwas zurückgeblieben sei. Und infolgedessen scheue sie noch davor zurück, ihm die Hosen wiederzugeben. Schließlich, ob als Junge oder als Mädchen, die Hauptsache sei, daß ihr Kind wieder gesund werde, und daß sie es sich erhalte.

Gewiß könne sie ihn weniger elegant, weniger zierlich kleiden. Aber wo er einmal Mädchenkleidung trage, solle diese auch so schön wie möglich sein. Ganz natürlich sei es, daß

sie ihn im Einklang hiermit auch als Mädchen frisieren lasse.

Ihr Sohn habe sich zwar anfangs gegen die Röcke gesträubt, aber allmählich habe er sich mit ihnen abgefunden, und jetzt fühle er sich als „Mädchen" nicht nur sehr wohl, sondern fraglos glücklich. Gerade die Zierlichkeit seiner Kleider, Wäsche und Stiefel mache ihm viel Freude. Von Hosen rede er überhaupt nicht mehr. Ja, sie glaube jetzt sogar auf Schwierigkeiten seinerseits zu stoßen, wenn sie sie ihm wiedergeben wolle.

Daß aber außer mir niemand eine Ahnung von dem wahren Geschlecht des „zarten Mädchens" hatte, das ist für mich so sicher, wie zwei mal zwei vier sind.

Gewiß gebe ich zu, daß dieser Junge nicht in eine der beiden Kategorien meiner Schneiderin paßte, da er bereits eine Zeitlang als Knabe gekleidet gewesen war, und nur besondere Umstände ihm wieder die Röcke aufgezwungen hatten. Aber das tut ja schließlich nichts zur Sache. Er war immerhin, egal aus welchem Grunde, ein Knabe in Mädchenkleidern.

Nach etwa vierzehntägigem Aufenthalt in Madeira eilten wir dann endlich, ohne noch irgendwo Station zu machen, unserer neuen Heimat zu.

Groß war unser und unseres Mütterchens Jubel, als wir einander wieder in die Arme schließen konnten. Und groß war unser Jubel, als wir unser neues, mit so auserlesenem Geschmack, im Sinne echter, weiblich fühlender Damen ausgestattetes Heim betraten.

Meine liebe, gute Mutter hatte ja gewußt, womit sie gerade mir eine besondere Freude machen konnte. Sie wußte ja, daß es wohl selten ein wirkliches Weib gibt, das so sehr alles Zierliche, Zarte liebt, alles Plumpe, Grobe haßt wie ich. Und an der Ausstattung und Einrichtung jedes einzelnen Zimmers erkannte ich ihre große Liebe und Treue zu mir. Jedes einzelne Zimmer war in des Wortes vollkommenster Bedeutung ein Schmuckkästchen. Ein wahres Paradies aber war

unser eheliches Schlafgemach. Noch heute sehe ich in Gedanken die leuchtenden Augen meiner Mutter, als sie uns hineinführte.

Ein eheliches Schlafgemach? Nein! Das war es doch nicht. Denn es fehlte alles, aber auch alles, was auf die Anwesenheit eines Mannes schließen lassen konnte. In der Tat, die Worte fehlen mir, um den Eindruck zu schildern, den dieser Götterraum auf mich machte. Für Göttinnen, für Göttinnen idealsten, gepflegtesten Geschmacks nur konnte er bestimmt sein. Mit Ausnahme der tiefen Teppiche alles weiß in weiß. Spitzen über Spitzen. Spiegel über Spiegel. Raffiniert! Herrlich, herrlich!

Und nebenan lag ein zweites Paradies. Unser Ankleideraum mit den großen Schränken für Kleider, Leibwäsche, Stiefel, Hüte usw.

Auch hier wieder alles weiß in weiß. Auch hier wieder Spitzen über Spitzen und herrliche, große Spiegel. Das Kostbarste aber leuchtete uns durch die großen Fenstertüren der Schränke entgegen. Da sahen wir alles, was wir nicht mitgenommen hatten, in peinlichster Ordnung vor uns. Da hingen unsere himmlischen Kleider. Da lag unsere süße, entzückende Wäsche, garniturenweise mit feinen Rosabändchen zusammengebunden. Da standen unsere zierlichen, eleganten Stiefelchen und Schuhe. Nicht ein Ankleidezimmer war es, nein, ein Ausstellungsraum feenhaft eleganter Damengarderobe.

Ich glaube, meine Mutter hat nie in ihrem Leben soviel Küsse gekriegt wie an diesem Tage unserer Rückkehr.

Wie wir gleich feststellten, hatte sich unser Hauspersonal vermehrt. Dieselbe Agentur, durch die wir seinerzeit in New York den Pfarrer erhalten hatten, hatte uns auch durchaus zuverlässiges Personal verschafft, das nach jeder Richtung hin eingeweiht wurde und sich immer als schweigsam und treu bewährt hat. Nie haben wir zu klagen gehabt. Nie, daß auch nur die geringste Erpressung versucht worden wäre. Wie auf

unsere alte, aus Deutschland mitgebrachte, so konnten wir auch auf die neue Dienerschaft allezeit bauen. Jeder einzelne und jedes einzelne war treu wie Gold. Daß das von uns gezahlte fürstliche Gehalt hierbei keine kleine Rolle spielte, will ich gern zugeben. Aber wir zahlten es gern, da die Leute auf diese Weise am besten gegen jede Versuchung gefeit waren.

Einen glänzenden Beweis ihrer nie rastenden Fürsorge hatte meine gute Mutter damit erbracht, daß sie uns auch einen eigenen Arzt engagiert hatte, dem ausschließlich die Behandlung unserer Familie und unserer Hausangestellten oblag, und der auch bei uns wohnte. Auch dieser Arzt, nebenbei ein trefflicher Mensch, hat sich bis auf den heutigen Tag glänzend bewährt. Er ist das personifizierte Taktgefühl und behandelt mich — ich verlange dies ja allerdings auch — gleich jedem anderen wie eine Dame der Gesellschaft. Große, unbezahlbare Dienste hat er uns geleistet. Ohne ihn wären wir wohl bisweilen in arge Verlegenheit gekommen.

Hier auf unserm zwar nicht großen, aber herrlichen Besitz begannen wir nun ein Leben so wundervoll schön, daß ich eine Dichterin sein müßte, wenn ich es in seiner ganzen Schönheit richtig beschreiben wollte. Am liebsten blieben wir unter uns, pflegten unsere Körper, ergingen uns in unserem prachtvollen Park, spielten Tennis, lasen, musizierten, stickten, machten Entwürfe für schöne Kleider und Wäsche, kurz lebten das Leben großer Damen von Welt.

Wenn es das Wetter erlaubte, machten wir fast täglich eine Spazierfahrt, die sich, je nach unserem Bedürfnis, zuweilen bis in die nächste Stadt ausdehnte. Fast in jedem Jahr suchten wir auch für einige Wochen ein mondänes Seebad auf.

Lange Zeit verbrachten wir natürlich täglich mit dem An- und Umkleiden, da wir, unserer ganzen Geschmacksrichtung entsprechend, täglich, auch wenn wir allein waren, den denkbar größten Toilettenluxus trieben. Hatten wir doch

alle unsere Schätze in erster Linie für uns und nicht für andere. Immer blieben meine Frau und ich gleich gekleidet — mit Ausnahme der Zeiten, während der die letztere hochschwanger war.

Das Verhältnis zwischen meiner Frau und mir war und blieb allezeit ein im höchsten Sinne ideales. Buchstäblich ausgeschlossen ist, daß es jemals eine glücklichere Ehe als die unsrige gegeben hat. Wir harmonierten so vollkommen miteinander in allem und jedem, waren so sehr ein Herz und eine Seele, daß es nie die geringste Reibung oder auch nur das geringste Mißverständnis zwischen uns gab, obgleich oder möglicherweise gerade weil ich mich immer mehr durch und durch als Weib fühlte.

Jedoch trotz dieser Weiblichkeit habe ich meine ehelichen Pflichten als Mann voll und ganz erfüllt.

Ich war, wie schon einmal erwähnt, von einer geradezu Staunen erregenden Leistungsfähigkeit, die ich zum Teil direkt auf meine weibliche Kleidung zurückführe. Einmal, weil ich infolge dieser Kleidung als Kind, als Backfisch und auch als junge Dame, also bis zu meiner Heirat vollkommen unschuldig blieb, so daß ich bei Beginn der Ehe noch nichts von meiner Kraft eingebüßt hatte, und dann, weil — im scheinbaren Gegensatz hierzu — gerade die weibliche Kleidung, in erster Linie der Rock als solcher, die entzückende Spitzenwäsche, die zierlichen Stiefelchen, es war, die meine Sinne im höchsten Maße erregte.

Stellte meine Frau einmal allzu große Anforderungen an mich, denen ich so ohne weiteres nicht mehr gewachsen war, dann brauchte ich nur die Augen zu öffnen, das Licht anzudrehen und das mich im Bett umwallende Spitzenmeer, meine Spitzenwäsche oder Stiefelchen, von denen lediglich aus diesem Grunde immer etwas in sichtbarer Nähe des Bettes bereit lag, anzusehen, oder mir in Gedanken meinen herrlichen, frauenhaft schönen Körper in eleganten Damenkleidern vor-

zustellen — und meine Männlichkeit erwachte zu neuer Kraft.

Aber, wie gesagt, diese Einwirkung der weiblichen Kleidung auf meine Sinne machte sich erst geltend, nachdem ich meine Unschuld verloren hatte.

Im übrigen hatte meine Männlichkeit allmählich in so hohem Grade Einbuße erlitten, daß ich mich selbst während des Aktes als Weib fühlte. Und doch konnte ich es in Anbetracht der Folgen unserer ehelichen Gemeinschaft nicht wegleugnen, daß ich geschlechtlich ein normaler, gesunder Mann war.

Unbeschreiblich glücklich waren wir, als uns nach gut einjähriger Ehe ein Sohn geboren wurde.

Gerade die Tatsache, daß es ein Sohn war, erfüllte uns mit tiefer, inniger Dankbarkeit, nicht etwa, weil wir uns freuten, einen männlichen Erben und Stammhalter zu haben, sondern nur, weil wir nun auch einen Sohn hatten, den wir als Mädchen kleiden und aufziehen konnten. Der Anblick einer Tochter, die natürlich auch Mädchenkleidung getragen hätte, hätte mich nicht gereizt.

Schon gleich, nachdem wir den geschlechtlichen Verkehr aufgenommen hatten — in der ersten Nacht in unserem neuen Heim —, und als wir ungeniert ohne unsere bisherige Scheu davor das Problem des Kinderkriegens besprachen, hatten wir den Entschluß gefaßt, unsere eventuellen Söhne ausschließlich als Mädchen, und zwar als niedliche, elegante Mädchen aufzuziehen.

Und dem Himmel sei Dank! Es wurden uns nur Söhne beschert, vier an der Zahl und alle, gottlob wie wir selbst, von feinem, zartem Gliederbau. Alle vier haben nie mit einem männlichen Kleidungsstück Bekanntschaft gemacht, alle vier waren stets wie Mädchen gekleidet und alle vier wurden auch vollkommen wie Mädchen erzogen. Bis vor kurzem hatte keiner von ihnen überhaupt eine Ahnung von seinem wahren Geschlecht, obgleich der älteste nunmehr fast neunzehn, der jüngste dreizehn Jahre alt ist.

Wenn meine Frau ein Kind erwartete, so siedelten wir beide immer die letzten Wochen vor der Niederkunft in eine entfernt gelegene Stadt über, wo das Kind dann mit männlichem Namen in das Register eingetragen wurde. Wohlweislich wählten wir nur französische Vornamen, und zwar solche, die allerdings in der Endung verschieden geschrieben werden, in der Aussprache aber vollkommen gleich lauten.

Kehrten wir dann auf unser Schloß zurück, so war unser Kind der außenstehenden Welt gegenüber eben ein Mädchen. Vor unserer Dienerschaft brauchten wir, wie erwähnt, in dieser Beziehung kein Geheimnis zu haben. Eine Indiskretion ihrerseits war ausgeschlossen.

Da in Amerika für Geld alles zu haben ist, beschafften wir unseren Söhnen rechtzeitig auch vollgültige weibliche Legitimationspapiere, so daß sie für jede Eventualität gesichert sind.

Billig waren diese Papiere ja nicht, aber die Kosten brauchten uns keine Sorge zu machen, da wir nicht nur reich, sondern unermeßlich reich waren und auch heute noch sind. Unser an sich schon großes Vermögen vermehrte sich in Amerika durch glückliche Spekulationen ständig. Schon lange haben wir soviel, daß meine Familie auf Generationen gesichert ist, und wenn auch die Männer der ganzen Generationen wie elegante Damen leben und sich den größten Luxus leisten. Jetzt wird nicht mehr spekuliert.

Ja, wir waren vom Glück selten begünstigte Menschenkinder.

Allerdings hat auch in dem Becher unseres Glücks der Wermutstropfen nicht gefehlt.

Ein bitterer, fast unerträglicher Schmerz legte sich auf unsere Seele, als unsere gute, treue Mutter im Jahre 1905 für immer die Augen schloß, sie, der wir doch letzten Endes unsere ganze Glückseligkeit verdankten. Hätte sie mir in

meiner Jugend die Hosen angezogen, wer weiß, wie trübe und trostlos mein Lebensschicksal geworden wäre!

In unserem Schmerz war es uns ein großer Trost, daß ebenso wie uns auch meiner Mutter das höchste Glück auf Erden beschieden gewesen war. Wie sehnlich hatte sie sich immer gewünscht, nicht nur ihren Sohn stets als elegante Dame, sondern auch einmal dessen Söhne als niedliche Mädchen im Spitzenkleidchen um sich zu haben! Ihr Wunsch war restlos in Erfüllung gegangen. Trotz ihrer Größe zierlichere, niedlichere, schlankere Enkel im Flügelkleide konnte sie sich nicht wünschen. Es waren Mädelchen so voller süßer Anmut, so voller angeborener Grazie und so bildhübsch, daß mit Fingern auf sie gezeigt wurde, wenn wir uns in der Öffentlichkeit sehen ließen. Jeder Mensch m u ß t e sie auf den ersten Blick liebhaben, und jeder Mensch hatte sie lieb. Und so süße k l e i n e Mädels sie damals waren, so süße g r o ß e Mädels sind sie heute noch.

Verkehr mit Nachbarn hatten wir während der ersten zehn Jahre überhaupt nicht. Wir w o l l t e n keinen haben, einmal weil wir uns selbst genug waren, dann aber auch, weil wir eventuellen unbequemen Fragen, beispielsweise nach dem Ehemann meiner Frau — denn da Kinder geboren wurden, mußte doch auch schließlich ein Ehemann vorhanden sein — ausweichen wollten.

Im elften Jahre unseres dortigen Aufenthalts kam eines Nachmittags plötzlich eine sehr elegante Dame unseres Alters bei uns vorgefahren, die erzählte, daß sie in unserer nächsten Nachbarschaft ein Gut gekauft habe und uns nun ihren Besuch machen wolle. Außerdem erfuhren wir, daß sie Witwe war und zwei Töchter im Alter unserer beiden Ältesten hatte.

Sie war nicht nur elegant und schick, sondern auch von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit und hinterließ beim Gehen einen äußerst sympathischen Eindruck bei uns.

So entschlossen wir uns denn, unserem bisherigen Prin-

zip untreu zu werden und ihr einen Gegenbesuch zu machen. Jetzt ließ es sich auch schon leichter ausführen, da nach den Mitteilungen unseres Arztes ein Zuwachs an Kindern bei uns nicht mehr zu erwarten war, und wir der Dame infolgedessen erzählt hatten, daß der Mann meiner Frau auf einer Reise nach Asien gestorben sei. Ich gab mich als Schwester meiner Frau aus.

Hierbei sei bemerkt, daß auch meine Kinder mich „Tante“ nennen mußten.

Schon in den nächsten Tagen machten wir unsern Gegenbesuch, der uns nach jeder Richtung hin befriedigte. Die beiden Kinder, die wir auch sahen, waren zwei allerliebste, sehr niedlich gekleidete und tadellos erzogene Mädelchen. Als die Dame den Wunsch äußerte, daß auch unsere beiderseitigen Kinder sich kennenlernen möchten, gaben wir gern unsere Zustimmung.

Erst auf der Rückfahrt fiel uns ein, daß es doch immerhin eine riskante Geschichte sei, unsere Kinder hinüberzuschicken. Es war doch nur zu leicht möglich, daß bei irgendeiner Gelegenheit einmal die Männlichkeit dieser kleinen Mädchen festgestellt wurde. Wir beschlossen daher, immer nur die beiden ältesten, damals doch schon beinahe neun und zehn Jahre alten hinzuschicken und diese auch nur in Begleitung einer Jungfer, die der Sicherheit halber immer für jedes Kind ein Reserve-Höschen mitnehmen mußte.

Es ging alles gut, obgleich unser Verkehr immer reger wurde und auch die Kinder sich sehr, sehr oft sahen. Aus der Bekanntschaft wurde eine Freundschaft zwischen uns Damen sowohl wie auch zwischen den Kindern, die schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit den höchsten Grad der Innigkeit erreichte. Alles, was wir auf dem Herzen hatten, erzählten wir einander.

Daher hielten wir es denn auch für richtiger, unsere Freundin über mein und meiner Töchter Geschlecht aufzu-

klären. Sie hatte vollen Anspruch auf Offenheit unsererseits. Wie hätten wir dagestanden, wenn sie einmal die Wahrheit durch Zufall erfahren hätte! Bezüglich meiner Person war ein solcher Zufall ja ausgeschlossen. Aber bei den Kindern war eine Entdeckung doch immerhin noch möglich, wenn wir uns deshalb auch keine große Sorge mehr machten. Der Zufall ist jedoch oft tückisch.

So entschlossen wir uns denn zu diesem schweren Schritt. Meine gute Frau übernahm, um mir das Peinliche zu ersparen, die Mission allein. Gewiß war die Ausführung dieser Aufgabe auch für sie nicht leicht, aber doch war es für sie immer noch weit leichter als für mich. Schließlich mußten wir hierbei auch auf unsere Freundin Rücksicht nehmen. Denn auch ihr mußte es ja fraglos angenehmer sein, diese Mitteilung von meiner Frau ohne meine Gegenwart entgegenzunehmen als von mir, dem als vermeintlicher Dame sie doch schon manches anvertraut hatte, was sie einem Herrn nie gesagt hätte.

Da meine Frau ein langes Hin- und Herüberlegen nicht liebte, schob sie die Ausführung auch nicht auf die lange Bank.

Hierbei muß ich einschalten, daß bei jedem Entschluß, der gefaßt wurde, meine Frau den Ausschlag gab. Denn zu meiner Schande muß ich eingestehen, daß in unserer Ehe sie „die Hosen" anhatte, nicht ich. Daß ich „unter dem Pantoffel" gestanden hätte, kann ich nicht sagen, weil meine Frau gar nicht daran dachte, einen Pantoffel zu schwingen. Aber gern ordnete ich mich ihr in allen Dingen unter, auch in geschäftlichen, die sich ja allerdings nur auf die Verwaltung unseres Vermögens bezogen, da ich mich dem keineswegs verschließen konnte, daß meine Frau einen weit stärkeren, energischeren Charakter besaß als ich, die ich ganz außerordentlich weich veranlagt bin. Wenn ich nicht mit meiner Frau etwas anderes trieb oder mich mit den Kindern beschäftigte, richteten sich meine Gedanken nur auf Kleider, Wäsche, Stiefel

und die Pflege meines Körpers. Diesen Sachen allein und überhaupt allen weiblichen Beschäftigungen wandte ich mein Interesse zu. So hatte ich auch die Oberleitung in allen Fragen des Haushalts, während meine Frau die Sachen erledigte, deren Erledigung in normalen Ehen dem Manne zukommt.

Also tapfer und mutig fuhr meine Frau ab, während ich die Zeit ihrer Abwesenheit zitternd und zagend verbrachte.

Wenn wir auch selbst für den Fall, daß die Dame die Eröffnung ungünstig aufnehmen würde, eine Indiskretion ihrerseits oder gar noch schlimmere Unannehmlichkeiten nie zu befürchten hatten, so mußten wir doch immer mit der Möglichkeit rechnen, sie als Freundin zu verlieren. Und auch diese Aussicht schon machte mich fast fassungslos, da ich mich tatsächlich sehr zu ihr hingezogen fühlte. Zudem setzte ich mich in jedem Falle einer großen Blamage aus.

Aber alle Ängste waren unnötig gewesen. Nach etwa dreistündiger Abwesenheit kam meine Frau zurück. Glückstrahlend trat sie mir entgegen, und glückstrahlend umarmte sie mich. Es war alles gut gegangen.

Anfangs, erzählte meine Frau, habe unsere Freundin von ganzem Herzen gelacht und die Mitteilung für einen guten Scherz erklärt. Dann als meine Frau ihr unter Tränen versichert habe, daß sie die volle Wahrheit sage, sei sie fast vom Stuhl gefallen. Aber auch jetzt noch habe sie trotz der offenbaren Angst und Verzweiflung meiner Frau immer wieder erklärt, das *könne* sie nicht glauben, es sei *unmöglich*, denn einen *solchen* Mann gebe es gar nicht.

Schließlich habe sie, meine Frau, sich nicht anders zu helfen gewußt, und da habe sie unserer Freundin eine Fotografie von mir gezeigt, auf der ich so, wie mich Gott geschaffen hatte, abgebildet war, mit lang herabwallenden, offenen Haaren und nur mit einem kurzen, knapp bis zu den Hüften reichenden Spitzenhemdchen bekleidet.

Diese Fotografie hatte meine Mutter kurz vor meiner

Hochzeit von mir aufgenommen, und meine Frau hatte sie für den Fall der Not eingesteckt.

Dies Bild habe seine Wirkung nicht verfehlt, fuhr meine Frau fort. Hierdurch sei unsere Freundin überzeugt worden.

Aber anstatt sich schaudernd mit Entsetzen abzuwenden, habe sie sofort gesagt, meine Frau solle sich um Gottes willen keine Sorgen machen, sie finde die Sache sehr interessant, werde mich deswegen um nichts weniger liebhaben als bisher und werde mich auch in Zukunft weiter vollkommen wie ihresgleichen, d. h. wie eine Dame behandeln, ohne je daran zu denken, daß ich eigentlich ein Mann sei. Ich sähe so durch und durch weiblich aus und sei auch immer so vollständig vom Scheitel bis zur Sohle Dame gewesen, daß ich für sie immer die elegante, vornehme Dame bleibe.

Und sie hat ihr Wort gehalten. Ja, sie hat es in geradezu rührender Weise gehalten und mich, bis ich nach einiger Zeit einmal selbst davon anfing, nie auch nur im geringsten merken lassen, daß ich eigentlich ein Mann bin. Auch weiter hat sie sich ungeniert in meiner Gegenwart, wenn es nötig war, die Kleider geordnet und auch fernerhin in meiner Gegenwart und mit mir all' die kleinen intimen Sachen besprochen, die nur Damen miteinander bereden.

Auch die Mitteilung, daß alle unsere vier Kinder Jungen seien, sagte meine Frau, habe unsere Freundin mit großem Interesse aufgenommen. Sie habe nur auch hier wieder ihrer größten Verwunderung Ausdruck gegeben, daß ein derart mädchenhaftes Aussehen und Benehmen bei Jungens überhaupt möglich sei. Fest versprochen aber habe sie, auch unsere Jungens weiterhin vollkommen wie Mädchen zu behandeln.

Am Schluß des Berichtes gab meine Frau mir dann noch im Auftrage unserer Freundin mit tausend Grüßen einen herzlichen Kuß.

Und am nächsten Tage schon, als letztere in Person zu uns kam, gab sie ihn mir selbst. Anfangs war ich doch etwas

verlegen. Aber ich merkte bald, daß sie von der Mitteilung meiner Frau absolut keine Notiz nehmen wollte.

Und da sie genau so war wie immer bisher, gab sich meine Verlegenheit sehr bald. Es blieb alles in unserem Verkehr, wie es bislang gewesen war. Ja, unsere Freundschaft festigte und vertiefte sich noch, wenn dies überhaupt möglich war.

Schließlich, als ein weiteres halbes Jahr vergangen war, habe ich mich selbst einmal aus eigenem Antrieb mit der Dame ausgesprochen. Und bei dieser Gelegenheit war sie es, die als erste den Gedanken aussprach, es müsse doch wunderschön sein, wenn später einmal meine beiden ältesten Söhne ihre Töchter heirateten, aber auch wieder genau wie ich als Damen unter Beibehalt ihrer weiblichen Kleidung.

Ich weiß nicht, ob unsere Freundin Gedanken lesen konnte. Jedenfalls war dies schon seit längerer Zeit mein und meiner Frau sehnsüchtigster Wunsch gewesen. Und Gott gebe, daß er in Erfüllung gehe! Dann gibt es nichts mehr, was ich mir noch wünschen könnte. Die Auspizien sind gut. Jedenfalls ist die Liebe zwischen den Kindern eine rührende und, ich kann es ja gleich vorwegnehmen, meine Jungens haben schon ja gesagt.

In einem dauernden Glücksrausch lebten wir weiter.

Da kam im Sommer 1911 ein Tag, an dem ich plötzlich aus den lichten Höhen jubelnder Glückseligkeit in die tiefe Finsternis unnennbaren Schmerzes hinabgeschleudert wurde.

Meine treue Lebens- und Glücksgefährtin, meine heißgeliebte Frau, legte sich nach kurzer Krankheit zum ewigen Schlummer nieder.

Eine Entheiligung wäre es, wenn ich meinen damaligen Kummer und Schmerz hier dem Papier anvertrauen wollte. Tagelang lag ich völlig apathisch und teilnahmslos danieder. Sogar an der Beisetzung meiner Frau konnte ich nicht teil-

nehmen. Ein volles Jahr habe ich in tiefer Trauer um die Heißgeliebte verbracht.

Der Tod meiner Frau hat dann die Folge gehabt, daß ich den letzten Rest meiner Männlichkeit, wenn von einem solchen überhaupt noch die Rede sein konnte, verlor. Meine Verweiblichung nahm immer mehr zu, so daß ich vollkommen Weib wurde, ein Weib, dem ein geschlechtlicher Verkehr mit einem anderen Weibe, als unnatürlich, unmöglich wäre und das nur noch die Sehnsucht nach dem Manne kennt.

Bisweilen quält mich sogar ein unwiderstehliches Verlangen, selbst Mutter zu werden.

Daß meine Kinder mich seit dem Tode meiner Frau „Mama" nennen müssen, hat damit nichts zu tun, ist ja vielmehr nur natürlich.

Aber gleichzeitig bin ich auch vollständig Dame geblieben, und würde ich mich einem Manne nur dann hingeben, wenn er mich heiratete.

Vollkommen Dame bin ich auch immer hinsichtlich meiner Kleidung geblieben. Denn so luxuriös und kostbar meine Kleider auch sind, so fabelhaft verschwenderisch die Pracht meiner Wäsche auch ist —, alles, was ich trage, ist und bleibt immer geschmackvoll und vornehm, so daß mich nie jemand für eine Demimondaine halten würde. Und wahrlich, der Gedanke, dafür gehalten zu werden, wäre mir fürchterlich, da wohl niemand alles Halbweltlerische mehr verabscheuen kann, als gerade ich es tue. Dame bin ich, und Dame will ich auch immer sein, Dame im schönsten und edelsten Sinne des Wortes.

So gewaltig mich die Sinnlichkeit zum Manne zieht, so gewaltig die Sehnsucht in mir ist, nicht nur Weib, sondern auch Ehefrau und Mutter zu sein, heiraten werde ich nicht mehr — ganz abgesehen davon, daß es trotz meiner vollendeten Weiblichkeit und trotz meiner immer noch großen Anmut schwer für mich sein dürfte, einen Mann zu finden. Die Pietät gegen

meine tote Frau, die Erinnerung an mein vergangenes, grenzenloses Glück mit ihr verbieten es mir.

Mein Leben ist meinen Kindern geweiht. Alle werden sie ja nicht heiraten, so daß ich mit den ledig bleibenden immer zusammenleben kann. Sollten sie aber doch alle heiraten, dann wohne ich eben abwechselnd bei meinen verheirateten Töchtern, um mich in ihrem und ihrer Kinder Glück zu sonnen.

Unverständlich ist mir, daß trotz meiner vollkommenen Weiblichkeit mein Geschlechtstrieb gleich groß geblieben ist; aber einen weiteren direkten Verkehr mit einem Weibe oder Manne habe ich selbstredend nie wieder gehabt. Der natürliche Drang setzte aber oft mit so zwingender Gewalt ein, daß ich machtlos war, mich dagegen zu wehren. Wenn ich dabei an meine schönen Kleider, meine Spitzenwäsche und meine Stiefelchen denke, gewährt es mir auch einen gewissen Genuß.

Ich werde nie vergessen, was mir eines Tages in New York auf offener Straße passierte, nachdem ich meinem Triebe wieder mehrere Tage lang unter Aufwendung meiner ganzen Energie Gewalt angetan hatte.

Ich weiß es noch wie heute. Ich kam von einer in der Fifth Avenue wohnenden Bekannten und wollte in mein Hotel gehen. Wie ich so nichtsahnend die Straßen hinuntergehe, sehe ich plötzlich vor mir in wahrhaft entzückender Mädchenkleidung einen großen Jungen, den ich als solchen früher in einem Seebade kennengelernt hatte, und der, soweit ich mich entsann, jetzt dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein mußte.

Obgleich ich doch nun selbst immer ebenso schick angezogen gewesen war, und obgleich auch meine eigenen Söhne gewiß nicht weniger niedliche und zierliche Kleidung trugen, regte mich der allerdings ausnehmend schöne Anblick dieses Jungen in Mädchenkleidern sehr auf.

Gott sei Dank war ich allein und Gott sei Dank stand nur wenige Schritte von mir entfernt ein freies Auto, das

mich in meiner Aufregung schnell davonfuhr, so daß dadurch meine Gedanken auch schnell wieder abgelenkt wurden.

Zum zweitenmal hatte ich selbst meine schöne Wäsche beschmutzt. Erschöpft sank ich in die Kissen des Autos. Mich ekelte vor mir. Aber dieser Vorgang sollte mir eine Lehre für alle Zeiten sein.

Über mein und meiner Kinder Lebensschicksal habe ich nicht viel mehr zu sagen.

Auch nach dem Tode meiner Frau blieb das Verhältnis zu meiner vielfach erwähnten Freundin das gleiche. Es war so innig, daß ich mich ihr sogar rückhaltlos offenbarte und ihr auch auseinandersetzte, wie ich nicht nur seelisch, sondern meinem Gefühl nach auch körperlich immer mehr Weib geworden sei. Selbst von meiner Sehnsucht nach dem Manne, von meiner Sehnsucht nach der Mutterschaft sprach ich zu ihr.

Als treue Freundin hat sie dann jedesmal ihre ganze Beredsamkeit aufgeboten, um mich unter Hinweis auf meine Kinder zu trösten, indem sie mir schilderte, wie glückselig ich wieder werden würde, wenn einmal meine Söhne ihre Töchter heiraten würden, und auch deren Söhne — mit Töchtern rechneten wir überhaupt nicht — dann in niedlichen Spitzenkleidchen mir das Leben versüßen würden. Sie schilderte es mir, wie es sein würde, wenn ich dereinst als jugendliche, immer noch schöne, elegante Großmutter meinen ältesten Enkel zum ersten Ball führen würde, und wenn auch er dann, wie ich vor Jahren, als Schönste der Schönen, als Eleganteste der Eleganten neidlos als Ballkönigin anerkannt würde.

Und sie tröstete mich damit.

Aber doch, meine Sehnsucht ist groß. Und je mehr ich daran denke, um so mehr glaube ich, wenn ich einen wirklich edlen Mann fände, der mich nähme, d. h. heiratete, so wie ich bin, ich würde ihn nicht ausschlagen. Aber ach! Ich finde ja keinen.

Weib bin ich, Weib mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele.

Sehr glücklich war ich darüber, daß auch meine Töchter mit den Töchtern meiner Freundin in innigster Harmonie weiter lebten, und sie sich mit den zunehmenden Jahren immer mehr aneinander anschlossen. Ihre Freundschaft und Liebe zueinander war rührend. Wenn sie sich einmal einige Tage nicht gesehen hatten, war die Sehnsucht auf beiden Seiten groß. Es werden einmal schöne Paare werden.

Schlank und rank, wie ich es immer war, sind auch meine süßen Kinder. Auch ihre Haare sind voll, von einer herrlichen Länge und von seidenweichem Glanz. Gefesselt sind sie wie ich, unendlich zierlich. Echt weiblich schmal und klein sind ihre wohlgepflegten Hände und Füße.

Daß mir auch für ihre Kleidung nichts zu teuer ist, daß auch ihre Körper in feinsten Batist, in Spitzen und Stickereien gehüllt sind, ist selbstverständlich. Auch sie tragen an Wäsche, Kleidern und Stiefelchen nur das Feinste, was irdische Kunstfertigkeit schaffen kann.

So würden sie mit ihren wirklich bildhübschen Gesichtern, mit ihrer echt mädchenhaften Anmut und süßen Grazie fraglos auf jeder Schönheitskonkurrenz den ersten Preis erhalten. Nicht Mutterstolz ist es, der mit diesen Worten aus mir spricht. Nein! Tausendmal ist es mir von absolut Unparteiischen gesagt. Selbst von völlig Fremden bin ich während unserer Reisen wiederholt auf die Schönheit meiner Töchter angesprochen worden.

Denn, wie ich schon einmal sagte, wir blieben nicht immer in dem begrenzten Raum unseres kleinen Königreichs. Wenn es sich irgend machen ließ, suchten wir jedes Jahr irgendein mondänes Bad auf. Nach dem Tode meiner Frau schloß sich meine Freundin mit ihren Kindern uns immer an. Auch in Europa waren wir wieder einige Male — in Frankreichs herrlichen Bädern.. Immer und immer wieder zog es uns dorthin, wo die elegante Welt sich ein Stelldichein gibt.

Dann brach der schreckliche Krieg aus. Als Deutsche von

Geburt fühlte ich den unwiderstehlichen Drang in mir, meinem Vaterlande in seiner großen Not nahe zu sein.

Als Amerikanerinnen — ich war natürlich lange naturalisiert und meine Töchter waren in Amerika geboren — wurde es uns nicht allzu schwer, hinüberzukommen.

Im Sommer 1915 betrat ich zum erstenmal nach langen Jahren wieder den teuren Boden der Heimat. Und wenn wir auch nicht mit der Waffe in der Hand ins feindliche Land hinausziehen konnten, so haben wir doch alles, was in unseren Kräften stand, getan, um durch Werke der Nächstenliebe zu helfen.

Meine Älteste hätte ja allerdings zur Not schon das Schwert ergreifen können. Und in dieser Erwägung ließ mir mein Gewissen keine Ruhe. Ich hielt es für meine Pflicht, nunmehr sie und damit auch gleich meine anderen Töchter über ihr wahres Geschlecht aufzuklären.

Noch bevor wir Amerika verließen, faßte ich den heroischen Entschluß, ihnen nicht nur diese Aufklärung zu geben, sondern ihnen gleichzeitig auch freizustellen, von jetzt an männliche Kleidung zu tragen.

Bitter geweint habe ich, als ich mich so vor dem Zusammenbruch aller meiner Hoffnungen, vor dem Rande eines jähen Abgrundes sah. Aber so schwach ich sonst auch bin, diesmal führte ich den einmal gefaßten Entschluß sofort durch. Wie eine Heldin kam ich mir vor, die bereit war, ihr Teuerstes und Liebstes auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern.

Gott Lob und Dank, daß ich dies Opfer in Wirklichkeit nicht zu bringen brauchte! Alle meine Kinder erwiesen sich als Blut von meinem Blut, als Fleisch von meinem Fleisch, als Geist von meinem Geist.

Mit Grauen, Schrecken und Entrüstung wiesen sie das Ansinnen oder auch nur die Möglichkeit, ihre weibliche Kleidung abzulegen, weit von sich.

Als ich ihnen erzählte, sie seien gar keine Mädchen,

sondern Knaben, schallte mir ein allseitiges Gelächter entgegen. Ich glaube gar, zeitweise zweifelten sie an meinem Verstand. Alle meine Beteuerungen nützten nichts. Sie kamen immer wieder mit dem Einwand, wenn sie Jungens seien, müßten sie doch Hosen tragen, da sie aber Röcke trügen, seien sie doch Mädchen. Ja, leicht war es nicht für mich, da ich ihnen unter keinen Umständen ihre süße Unschuld nehmen wollte, und mit einer sexuellen Aufklärung über die Geschlechtsunterschiede hätte ich dies doch fraglos getan.

Ich mußte meine ganze Beredsamkeit aufbieten, um sie zu überzeugen. Endlich glaubten sie mir denn doch. Aber die Wirkung, die dieser Glaube an die Wahrheit meiner Erklärung in ihnen auslöste, war erschütternd.

Ich sehe sie noch vor mir. Wir waren gerade vom Diner aufgestanden und somit alle — so wie ich es im Hause meiner Eltern gelernt hatte, hatte ich es auch immer gehalten — in großer Toilette. Da standen sie vor mir, die Lieben. Alle in gleichen, weißen, ausgeschnittenen Spitzenkleidern, in schwarzen Seidenstrümpfen und Lackschuhen — herrliche, schlanke, graziöse Gestalten, die ältesten beiden mit schleifengeschmückten Mozartzöpfen, die jüngsten beiden mit ebenso schön geschmückten Gretchenzöpfen, die ältesten beiden mit ihren siebzehn und achtzehn Jahren fast schon junge Damen, die dritte fünfzehnjährige ein Backfisch und die jüngste elfjährige noch ein Kind — alle vier aber weiß wie ihre Kleider, bleich wie der Tod, mit starren Augen.

Grauen und Schrecken erfaßte mich, als ich diese Wirkung sah, und ich dankte Gott, als sich ihre Erstarrung löste, als ihre Augen Tränen fanden, als sie sich zu meinen Füßen niederwarfen, meine Knie umschlangen und mich mit den rührendsten Bitten anflehten, ihnen doch ihre schöne Kleidung zu lassen. Alles versprachen sie mir, wenn ich ihnen ihre Röckchen, ihre Spitzenwäsche, ihre niedlichen Stie-

felchen lasse. Sie wollten und wollten ja keine Jungens sein. Mädchen wollten sie sein und Mädchen bleiben, bis sie Damen würden.

Ach wie gern, wie gerne habe ich sie beruhigt und ihre Tränen getrocknet!

So schwer es mir damals wurde, meinen Kindern die Aufklärung zu geben, so froh war ich nachher darüber, daß ich es getan hatte. Konnte ich doch jetzt auch mit den beiden Ältesten über ihre von meiner Freundin und mir so sehnsüchtig gewünschte Verheiratung mit den Töchtern der ersteren sprechen.

Mit einer offenkundig aus tiefstem Herzen kommenden Freude willigten sie ein, und als sie hörten, daß sie dann ihr ganzes Leben lang schöne, elegante Damen bleiben, daß sie dann ihr ganzes Leben lang Röckchen, feinste Spitzenwäsche und zierliche Stiefelchen tragen könnten, da kannte ihr Jubel keine Grenzen.

Damit wäre ich am Schluß meines bisherigen Lebenslaufes angekommen.

Sobald wir mit Beendigung des Krieges nach Amerika zurückkehren können, werden alle Vorbereitungen für eine Doppelhochzeit getroffen, eine Doppelhochzeit, bei der vier elegante Damen ohne einen einzigen Mann vor den Altar treten werden.

— — — — — — — — — — — —

Wie ich schon am Eingang meiner Abhandlung sagte, wird es fraglos manchen Skeptiker geben, der die Wahrheit dessen, was ich niederschrieb, bezweifelt. Demgegenüber kann ich nur noch einmal mit aller betonten Entschiedenheit wiederholen, daß jeder Satz, jedes Wort die reinste, lauterste Wahrheit enthält, mag manches — was ich gerne zugebe — auch noch so unglaubhaft erscheinen. Ich könnte ja Zeugen nennen und könnte meine und meiner Töchter Foto-

tografien mit und ohne Bekleidung veröffentlichen. Aber daß ich auf das eine wie auf das andere verzichte, wird mir kein nur halbwegs vernünftiger Mensch verdenken. Wer mir nicht glauben will, der lasse es eben bleiben!

Eins ist mir allerdings selbst immer rätselhaft geblieben. Das ist die Tatsache, daß mein und meiner Kinder Körper in so vielen Teilen mit dem besten Willen nicht wegzuleugnende, durchaus weibliche Formen und Eigenschaften aufweisen. Wie kommt dies? Ist es eine Laune der Natur? Ist es Zufall? Was ist es? Ich habe keine Antwort darauf.

Durchaus weiblich ist unser aller herrliches, volles, langes, seidenweiches Haupthaar, durchaus weiblich auch — die jüngeren Kinder scheiden in diesem Fall ja allerdings noch aus, aber es wird bei ihnen auch nicht anders werden als bei mir und den beiden ältesten — also durchaus weiblich auch ist das Fehlen jeder anderen männlichen Körperbehaarung, jedes Bartwuchses. Was sich bei mir an dünnem Flaum bemerkbar machte, wurde restlos beseitigt. Durchaus weiblich ist unsere wunderbare, weiße, sammetweiche Haut, weiblich selbst sind unsere Gesichtszüge, der Blick unserer Augen, unsere kleinen Ohren, unser kleiner Mund. Durchaus weiblich sind unsere dünnen, zarten Glieder, unsere zierlichen Handgelenke und Fesseln, unsere lächerlich kleinen, wunderbar schmalen Hände und Füße, unsere schlanken Taillen, unser bildhübscher Hals, ja selbst wohl eine gewisse natürliche Polsterung in der Schlüsselbein- und Schulterpartie.

Nicht weiblich dagegen ist unsere Beckenpartie, und hierüber bin ich glücklich, weil infolgedessen die Schlankheit unserer Körper eine um so größere ist.

Weniger glücklich war ich dagegen über das Fehlen der weiblichen Brüste. In der ersten Zeit, als ich mich entschlossen hatte, ganz Dame zu bleiben, hat mir dieser Mangel sogar großen Kummer gemacht.

Aber schließlich, es gibt ja genug kosmetische Mittel und

Mittelchen, deren sich auch die wirklichen Damen bedienen. Und so habe ich denn in Amerika direkt eine kleine Kur durchgemacht, die meine Brüste jedenfalls etwas erhöhte, und tägliche Massagen helfen nach. Einen vollen Busen habe ich nie gewollt, weil er mir unästhetisch erscheint, und groß ist der meinige auch nicht geworden. Er ist der niedliche Busen im ersten jungfräulichen Alter des Mädchens, der mir genügt und genügen muß.

Ich weiß nicht, ist es Sinnestäuschung? Ist der Wunsch der Vater des Gedankens? Oder ist es Unsinn? Seitdem ich vollends Weib bin, glaube ich manchmal, besonders wenn meine Sehnsucht nach dem Manne allgewaltig wird, ein Schwellen und Spannen der Brüste zu fühlen. Dann kommt es über mich wie eine Verzückung. Dann streichele ich meine Brüste, dann liebkose ich sie sanft, dann möchte ich sie am liebsten küssen.

Manchmal kommt es mir so vor, als ob ich in meinen eigenen Körper verliebt bin. Ein Wunder wäre es ja nicht, da er in der Tat immer von einer seltenen Schönheit war und auch heute noch ist, wo ich doch „im besten Mannesalter" stehe. Jedenfalls wird mir die Pflege des Körpers nie langweilig und kein Teil desselben wird vergessen. Ebenso zart und rosig wie meine Fingernägel sind auch die Nägel meiner Zehen. Nie fehlt in meinem Wasch- oder Badewasser ein schönes Parfüm. Aufdringliche Gerüche sind mir allerdings widerwärtig, aber einen zarten, diskreten Duft liebe ich unendlich.

Was ich über die Pflege meines Körpers sagte, gilt selbstredend auch für die Körper meiner Kinder.

— — — — — — — — — — — —

Und nun zum Schluß noch einige Worte über die von meiner Schneiderin und mir aufgestellte Behauptung, daß es weit mehr in Mädchenkleidern umherlaufende Knaben, zum

Teil schon recht hohen Alters, gibt, als man gemeiniglich glaubt!

Auch diese Behauptung muß man auf Treu und Glauben hinnehmen. Es hieße eine unglaubliche, mir schlechterdings unmögliche Indiskretion verlangen, wenn ich zur Bekräftigung meiner Behauptung Zeugen nennen sollte. Was ich jedoch behaupte, steht als unumstößliche Tatsache fest, ebenso wie die Behauptung, daß diese Knaben zum Teil vollkommen als Mädchen unter Verleugnung ihres wirklichen Geschlechts leben. Mich, meine Kinder und meinen prinzlichen Freund lasse ich hierbei vollkommen aus dem Spiel.

Die Behauptung der Schneiderin, daß es Knaben in Mädchenkleidung, die trotz dieser Kleidung offiziell als Knaben leben, bis zum elften und zwölften, ja darüber hinaus selbst bis zum dreizehnten und vierzehnten Lebensjahre gibt, habe ich, wie früher schon einmal ausgeführt, selbst bestätigt gefunden. Und der Prozentsatz der im Wachstum Zurückgebliebenen unter diesen war keineswegs ein außergewöhnlich hoher. Ich habe Jungens dieser Art kennengelernt, die sogar außergewöhnlich groß waren. In den weitaus meisten Fällen waren sie vom Kopf bis zu den Füßen vollkommen wie Mädchen gekleidet, wie sie ebenfalls eine vollkommen mädchenhafte Haarfrisur trugen. Und ich habe Jungens darunter getroffen, die ganz entzückend aussahen.

Aber auch solche Knaben habe ich kennengelernt, deren Kleidung, wenn auch in der Hauptsache weiblich, so doch einen gewissen männlichen oder doch knabenhaften Einschlag hatte. Über einige der Markantesten und Ältesten derselben will ich mich unter Weglassung aller Anhaltspunkte, die über ihre Persönlichkeit Aufschluß geben könnten, etwas näher auslassen.

So lernte ich eines Tages einen jungen zwölfjährigen Rumänen, nebenbei gesagt einen bildhübschen, zierlichen Bengel, kennen, der trotz der feinsten Spitzenwäsche einschließlich

Unterröckchen, trotz der niedlichsten Mädchenstiefelchen, trotz der schönsten langen Haare stets nur Matrosenkleider, allerdings in allen Farben, und die dazu gehörigen Matrosenmützen trug. Nie ein ausgesprochenes, zierliches Mädchenkleid.

Dann einen anderen, schon fast dreizehnjährigen Süd-Amerikaner, der ebenfalls über der entzückendsten Spitzenwäsche ausschließlich Matrosenkleider anhatte, allerdings nur weiße, bei denen zudem der große Matrosenkragen und die Ärmelaufschläge in den meisten Fällen ganz aus wunderbarster Stickerei bestanden.

Als dritten im Bunde nenne ich einen großen, schlanken vierzehnjährigen Engländer. Er trug den allbekannten Schottenrock — unter Weglassung alles Militärischen und kürzer als beim Soldaten üblich — mit einer dazu passenden Bluse, so wie sie die Knaben zu diesem Rock zu tragen pflegen, und mit der Schottenmütze. Aber die Spitzenhöschen und Spitzenunterröcke — die Hemdchen habe ich ja leider nicht gesehen — die seidenen Strümpfe und die zierlichen vollendeten Mädchenstiefelchen, die er immer dazu trug, waren so wunderschön, daß das verwöhnteste, eleganteste Mädchen sie vom Fleck weg hätte anziehen können. Seine Haare waren lang, in Locken gedreht und stets mit einer Schleife geschmückt.

Mit diesen wenigen Beispielen will ich es genug sein lassen.

Über die Knaben, die mit der Kleidung zugleich auch, oft ohne eigene Kenntnis ihres wirklichen Geschlechts, vor der Öffentlichkeit ganz als Mädchen gelten sollen und somit auch völlig wie Mädchen aufwachsen und erzogen werden, erübrigt es sich wohl, viele Worte zu machen. Sie sind eben Mädchen und infolgedessen auch viel schwerer als Knaben festzustellen.

Nichtsdestoweniger habe ich eine ganze Reihe auch dieser Art kennengelernt bis zum Alter von 15 Jahren.

Meine Bekanntschaft mit diesen verdankte ich nur meiner Findigkeit, meinem leidenschaftlichen Interesse für diese Frage, sowie meiner allgemeinen Beliebtheit und dem unbedingten Vertrauen, das mir von allen Damen, wenn sie mich erst einmal kannten, entgegengebracht wurde.

Wie ich schon einmal sagte, machte ich in den großen Bädern und den anderen Zentren des internationalen Verkehrs eine förmliche Jagd auf Knaben in Mädchenkleidung. Trotzdem habe ich es selbstverständlich nicht gewagt, die Mütter älterer Backfische und junger Damen dahin auf den Zahn zu fühlen, ob ihre Töchterchen vielleicht männlichen Geschlechts seien. Aus diesem Grunde habe ich denn auch ältere als fünfzehnjährige nicht feststellen können.

Eine Altersgrenze hinsichtlich dieser Knaben läßt sich unmöglich angeben. Meine Schneiderin hatte ja behauptet, sie arbeite noch für „weit ältere“ als vierzehnjährige und selbst noch für „junge Damen“ männlichen Geschlechts. Die Wahrheit dieser Behauptung nachzuprüfen, war mir aus dem schon gesagten Grunde nicht möglich. Ich für meinen Teil zweifle nicht im geringsten daran, aber anderen gegenüber kann ich nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß es auch so ist. Immerhin, wenn ich an die „Prinzessin“, an mich selbst und an meine eigenen „Töchter“ denke, dann kann ich ruhig auch wohl diese Behauptung als wahr unterstellen.

Darauf, daß die Knaben in Mädchenkleidung, die ich kennenlernte, stets ganz besonders zierliche Kleidung trugen, weit zierlicher und eleganter als der Durchschnitt der Mädchen selbst der ersten Kreise, wies ich schon hin. Dies ist ja aber auch erklärlich, weil diese Knaben sich ausschließlich aus den Kreisen rekrutieren, die finanziell derart unabhängig sind, daß sie sich jeden Luxus leisten können. Und auf diese Kreise beschränken sich jedenfalls meine Erfahrungen. Die Möglichkeit will ich daher nicht bestreiten, daß es in anderen

Kreisen auch Knaben dieser Art gibt, und zwar Knaben, die wohl durchaus mädchenhaft, aber doch nicht mit so besonderer Zierlichkeit gekleidet werden.

Auffallen mag es vielleicht, daß ich immer nur von schlanken Knaben sprach. Ich habe natürlich auch weniger schlanke gesehen. Aber weil ich alles Dicke und Massive verabscheue, interessierten diese mich weniger, so daß ich es auch nicht für der Mühe wert hielt, von ihnen besondere Beispiele anzuführen.

— — — — — — — — — — — —

Und nun zum Schluß die Frage, warum diese, wie manche es fälschlich nennen werden, „Verkleidung" der Knaben?

Selbstverständlich habe ich mich in jedem einzelnen Fall bei der betreffenden Mutter nach ihren Gründen erkundigt. Und meine Ermittlungen haben mich zu dem Ergebnis geführt, daß zwei ganz verschiedene Gründe maßgebend sind.

Die einen kleideten bezw. kleiden ihre Söhne wie Mädchen lediglich, weil sie die Mädchenkleidung mit dem Röckchen für die einzig schöne, die Hose aber für häßlich, geschmacklos und auch schamlos halten, mit anderen Worten aus Gründen der Ästhetik.

Die Anderen tun es aus hygienischen Gründen, teils aus eigenem Antrieb, teils weil der Arzt es so verordnete bezw. riet, und zwar weil die Mädchenkleidung allein gesund und vernünftig ist und allen Anforderungen der Hygiene entspricht.

Die Geschmäcker sind verschieden. Daß ich mich selbst mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele auf den Standpunkt derer stelle, die die Mädchenkleidung für wahrhaft bezaubernd schön, die Knabenhosen dagegen für das Garstigste, Widerwärtigste und auch Schamloseste halten, was der Mensch erfinden konnte, geht aus meinen ganzen bisherigen Worten hervor. Aber ich will meinen Geschmack

niemandem aufzwingen und mich daher jedes weiteren Wortes über diesen Grund enthalten.

Darüber aber, inwiefern der Rock das einzig *gesunde*, das einzig *ideale* Kleidungsstück für Kinder *beiderlei* Geschlechts, in *erster* Linie aber gerade für die *Knaben* ist, werde ich mich etwas näher auslassen.

Ich kann dies um so eher tun, als ich diese Wissenschaft nicht aus mir selber habe, sondern weil sie aus den Darlegungen *anderer* schöpfte, wenngleich ich nach Erfahrungen, die ich an mir selbst und meinen K
machte, nur bestätigen kann, daß es vom hygienischen
sichtspunkt aus keine bessere, also keine gesündere
geben kann als die, die bis jetzt im allgemeinen nur von
Mädchen getragen

Worin besteht denn nun aber diese Wunderwirkung von Röckchen und Spitzenhöschen?

Ich will versuchen, dies so auseinanderzusetzen, wie es mir selbst erklärt wurde.

Als Einleitung hierzu mag dienen, daß es an sich schon — ganz abgesehen davon, *welche* Kleidung die gesündere ist — einen geradezu verderblichen Einfluß auf die Kinder ausüben muß, daß man sie überhaupt geschlechterweise verschieden kleidet.

Diese *Verschiedenartigkeit* der Kleidung ist es, die an sich schon von selbst eine frühzeitige Aufklärung der Kinder, jedenfalls bis zu einem *gewissen*, aber schon *gefährlichen* Grade herbeiführen *muß*.

Sobald das Kind anfängt zu denken, ist es nur zu natürlich, daß es auch, wenn es nicht allzu einfältig ist, über diese verschiedenartige Kleidung nachdenkt. Kann es aber selbst aus sich den Grund nicht ermitteln, so fragt es und es fragt, daß einem angst und bange werden kann.

Der Junge also fragt, warum *er* Hosen, seine *Schwester* dagegen Röcke trägt. Antwortet man ihm, weil er selbst

ein Junge, seine Schwester aber ein Mädchen sei, so will er wissen, was „Junge" und „Mädchen" heißt, worin und warum der Unterschied besteht.

Und da steht die Mutter schon vor einer Frage, die sie unmöglich beantworten kann.

Gibt sie eine Antwort, die der Wahrheit nicht entspricht, und der Junge erfährt aus den Erzählungen der Dienstboten, anderer Kinder, oder sei es auf welche Weise sonst, daß seine Mutter ihn belogen hat, so muß sein Vertrauen zu ihr einen schweren, schweren Stoß erhalten.

Weicht die Mutter aber aus, oder lehnt sie eine Antwort ab, so gewinnt die Frage erst recht an Interesse für den Jungen. Es muß etwas ganz Besonderes sein, denkt er, er muß es wissen, und er forscht so lange nach, bis er es auf die eine oder andere Art erfährt.

Auf diese Weise kommt er denn schon in jungen Jahren zu einer Kenntnis der Geschlechtsunterschiede, die geradezu verderblich wirken muß und mit ihren Folgen fraglos schon in vielen Fällen den ersten Keim zur völligen Zerrüttung eines Menschenlebens gelegt hat.

Analog ist es auch grundfalsch, wenn Eltern voller Stolz zu ihrem Sohn sagen „Du bist ein ganzer Junge" oder „ein Junge tut so etwas nicht" usw. Was heißt das „ein ganzer Junge"? Sollten die Eltern nicht lieber glücklich sein, wenn ihr Sohn so lange wie möglich ein ganzes Kind bleibt, um später einmal ein ganzer Mensch zu werden?

Die Erreichung dieses Zieles aber ist nur möglich, wenn die Kinder körperlich, geistig und sittlich gesund bleiben, wenn sie nicht durch die differenzierte Kleidung auf den Unterschied der Geschlechter direkt mit der Nase hingestoßen werden, wenn sie alle, gleichgültig ob Knaben oder Mädchen, dieselbe, die gleiche Kleidung tragen.

Und daß dies eben nur die jetzige Mädchenkleidung sein kann, das will ich jetzt zu beweisen suchen.

Ohne Frage ist es für eine Dame geschmacklos, die Dinge so offen und unzweideutig beim Namen zu nennen, wie es zur Klärung dieser Frage erforderlich ist. Aber wenn die Auseinandersetzung überhaupt Zweck haben soll, dann ist eben ungeschminkte Offenheit geboten, und aus Mitleid mit den im Verhältnis zu den Mädchen so stiefmütterlich behandelten Knaben will ich gern das Odium der Geschmacklosigkeit auf mich nehmen.

Wenn sich schon so viele Knaben, oft noch in sehr jugendlichem Alter, dem für Kinder so verwerflichen, verderblichen, Gesundheit, Charakter und Geist untergrabenden Laster der Onanie hingeben, so ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß in neunundneunzig von hundert Fällen die Schuld bei der Hose liegt.

Nach einstimmigem Urteil aller, die sich infolge jahrelanger Erfahrung ein Urteil bilden konnten, ist dagegen bei Knaben, die Mädchenrock und Höschen tragen, Onanie nicht ein einziges Mal festgestellt worden.

Die Hose, wie gesagt, als solche ist es, die direkt sowohl wie indirekt die letzten Endes zur Onanie führende Reizung der Geschlechtsteile begünstigt und nicht nur begünstigt, sondern auch unmittelbar hervorruft, während Mädchenrock und Höschen jeglicher Reizung einen Damm vorschieben und sie in ausgesprochener Weise verhindern.

Die direkte Einwirkung, die die Hose auf die Geschlechtsteile, d. h. auf die Erregung der Geschlechtsteile ausübt, besteht darin, daß sie und namentlich die in vielen Fällen so eng anliegende, oft aus Trikotstoff bestehende Unterhose das Organ zwischen Bein und Hosenbein einengt und so bei jeder Bewegung des Beines eine reibende Wirkung auf dieses Organ hat. Daß diese dauernde Reibung aber schließlich zu geschlechtlichen Erregungen führen muß, wird doch wohl kein Mensch bezweifeln wollen.

Bei einem Rock mit einem dünnen, weiten Höschen

darunter ist diese Wirkung ausgeschlossen, da bei dem weiten Spielraum jede gefährliche Reibung ausgeschlossen ist.

Die Hose ist ein weiterer direkter Anlaß zur geschlechtlichen Erregung infolge der Bruthitze, der die Geschlechtsteile in ihr oft, namentlich im Winter, wenn die Knaben dicke Hosen und Unterhosen tragen, ausgesetzt sind.

Selbst im dicksten Röckchen mit einem Batist- oder meinetwegen auch Leinenhöschen darunter, wird dagegen eine derartige gefährliche Hitze nie zu finden sein. Wohl ist es warm im Röckchen, schön warm, eine Überhitzung jedoch ist unmöglich, weil bei jeder Bewegung der Beine durch den entstehenden Zug neue, frische Luft zugeführt wird.

Weit schlimmer aber und verderblicher als die direkten sind die indirekten Folgen, die auf das Konto der Hose gehen.

Ein Junge, der eine Hose trägt, muß bei jeder kleineren Verrichtung, die er am Tage wer weiß wie oft vornimmt, sein Glied anfassen. Ganz abgesehen davon, daß dies eine eine sehr wenig saubere, sehr wenig appetitliche Prozedur ist — und wer bildet sich etwa ein, daß sich der Junge jedesmal hinterher die Hände wäscht? Oft kann er es nicht einmal, weil die Gelegenheit dazu fehlt — also ganz abgesehen davon, fängt der Junge an, mit seinem Glied, das er nun in der Hand hat, zu spielen. Dies ist nur zu natürlich. Ganz unwillkürlich spielt er mit den Händen in der Hosentasche und des Abends im Bett weiter mit ihm. Ganz von selbst kommt es, daß er immer mehr Gefallen daran findet. Eine Zeitlang mag es gut gehen. Schließlich muß es aber doch einmal dazu führen, daß die Spielerei eine sinnliche Erregung hervorruft, und das Ende ist die Onanie. Dabei kann man dem Jungen gar nicht einmal einen Vorwurf daraus machen. Ihn gar dafür zu bestrafen, wäre direkt eine große Ungerechtigkeit.

Bei Rock und Höschen ist dies alles ausgeschlossen. Wie jedes Mädchen muß sich der Junge selbst bei der

kleinsten Verrichtung hinsetzen, und seine Hände haben gar keine Gelegenheit, mit dem Gliede in Berührung zu kommen. Selbst, wenn er es wollte, solange er einen Mädchenrock trägt, fehlt ihm jede Möglichkeit, das Organ anzufassen oder auch nur zu berühren. Vorne in dem Rock gibt es keine Tasche, in der er seine Hand verstecken könnte, und von außen kann er durch Rock und Unterrock sein Organ nie erreichen, was er bei der Hose ohne weiteres kann, wenn er die Hand auf das Hosenbein legt. Oder er müßte schon im geheimen dort, wo ihn niemand sieht, extra zu diesem Zweck Rock und Unterrock hochheben.

Aber wie sollte er hierzu kommen? Hat er doch nie den Reiz, den das Spielen mit diesem Organ verursacht, kennengelernt.

Unbedingt wünschenswert ist, daß der Junge geschlossene Höschen trägt. Aber dies ist ja schließlich bei jedem Kinde selbstverständlich.

Auch ich trage diese geschlossenen Höschen — ebenso wie meine Kinder — noch heute, habe nie andere getragen.

Das wären die Gründe, die mit zwingender Kraft eine einheitliche Kinderkleidung für beide Geschlechter, und zwar als solche nur die bisherige Mädchenkleidung gebieterisch verlangen.

Audiatur et altera pars!

Was könnte gegen diese Kleidung angeführt werden? Nichts!

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man mit einem gewissen Schein des Rechts behaupten, daß diese Kleidung die Knaben verweichlicht und verweiblicht. Aber auch nur mit einem Schein des Rechts. Wohl kann eine Verweichlichung die Folge sein, daß sie aber eintreten muß, ist Unsinn.

Das ausschlaggebende Moment für die Entwicklung von Körper, Geist und Charakter des Kindes ist neben der Kleidung die Erziehung. Und vernünftige Eltern wie

tüchtige Erzieher haben immer genug Mittel und Wege an der Hand, um einer Verweiblichung vorzubeugen.

Eine Verweiblichung aber ist ausgeschlossen, da bei gleichartiger Kleidung aller Kinder Rock und Spitzenhöschen ja eben nicht mehr spezifische Mädchen- sondern allgemeine Kinder-Kleidung sind.

Hand in Hand hiermit müßte natürlich eine geschlechtslose, nicht mehr differenzierte Behandlung und Erziehung aller Kinder, Knaben und Mädchen, bis zu einem bestimmten Alter gehen.

Unzählige Beispiele aus dem Leben liefern den schlagenden Beweis dafür, daß eine Verweiblichung der Rock und Spitzenhöschen tragenden Knaben keineswegs die Folge sein muß. Viele Mütter habe ich gesprochen, die einst selbst ihre Söhne lange Jahre lang so kleideten, die später aber mit Recht stolz sein konnten auf diese Söhne, die nicht etwa Weiber, sondern ganze Männer geworden waren.

Selbst ich bin kein Beweis für das Gegenteil, da ich — von meiner Veranlagung abgesehen — Weib erst wurde, nachdem ich, durch die Verhältnisse gezwungen, Mädchen geworden war. Solange ich Knabe war, fühlte ich mich trotz Rock und Spitzenhöschen keineswegs weiblich. Doch ich muß ja infolge meiner ungewöhnlichen Veranlagung bei Erörterung dieser Frage als Beispiel ganz ausscheiden.

Gerade alle diejenigen, die heutzutage für völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne im öffentlichen Leben mit wahrem Fanatismus kämpfen, sollten doch eigentlich mit noch weit größerem Fanatismus für völlige Gleichstellung und völlig gleiche Behandlung der Kinder eintreten, der Kinder, die doch noch — abgesehen von einem kleinen äußeren Merkmal — vollkommen gleich sind und auch gleich bleiben würden, wenn wir sie nicht mit Gewalt verschieden machen wollten.

Wie verhält sich die Natur zu dieser Frage?

Entspricht die unterschiedliche Kleidung den Naturgesetzen?

Werfen wir nur einmal einen Blick auf die Tierwelt! Abgesehen davon, daß es durchweg das männliche Tier ist, das die glänzende und prächtige Kleidung trägt, und nicht das weibliche — bis sie ausgewachsen sind, oder mindestens bis zur geschlechtlichen Reife sehen alle Tiere, Männchen und Weibchen, gleich aus.

Natürlich verlange ich eine gleichartige Kleidung auch für die Menschen nur bis zur geschlechtlichen Reife, etwa bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre, bis zu welchem Alter die Kinder doch eben Kinder, d. h. geschlechtslose Kinder sein sollen, ohne sich schon als junge Herren und junge Damen zu fühlen. Ich denke nicht daran, dies fürs ganze Leben zu fordern.

Sehr wohl weiß ich, daß ich selbst nur einer kleinen sexuellen Sonderklasse angehöre, und ich müßte wahnsinnig sein, wenn ich versuchen wollte, die ganze Menschheit in diese Klasse hineinzuzwängen.

Man mag es drehen und wenden, wie man will, Rock und Höschen bleiben nun einmal die ideale Kinderkleidung für beide Geschlechter — und, wie ich bereits sagte, in Anbetracht der geschilderten mit der Hose verknüpften Gefahren für die Knaben noch mehr als für die Mädchen.

Da höre ich, wie ein ganz Weiser mir entgegenhält: „Gut! Geben wir meinetwegen auch den Knaben Rock und weiße Höschen! Aber diese letzteren ohne Spitzen! Knaben brauchen keine Spitzen!" Ja, aber um Gottes willen, warum denn nicht! Sind diese unschuldigen Spitzen denn so furchtbar gefährlich? Nein! Verehrter! Die Spitzen wegzulassen wäre das Falscheste, was Sie machen könnten. Denn damit wäre ja wieder die Differenzierung der Kinderkleider nach Geschlechtern gegeben, und die Kinder würden wieder mit der Nase direkt auf den Unterschied der Geschlechter hingestoßen.

Wenn schon, denn schon! Wenn schon Mädchenröcke für Knaben, dann auch die ganze übrige Mädchenkleidung mit Spitzen und allem, was dazu gehört. Ganz oder gar nicht!

Ob ich mir einbilde, daß meine Ausführungen einen Erfolg in der von mir gewiesenen Richtung zeitigen?

Nein! Ich bilde es mir nicht ein. Dazu kenne ich die Menschen zu gut. Diejenigen, die ihre Söhne schon aus eigenem Antrieb wie Mädchen kleiden, werden durch meine Worte vielleicht in der Überzeugung bestärkt, daß sie Recht tuen. Einige wenige mag ich ja vielleicht auch noch neu für diese Idee gewinnen. Ob diese dann aber auch den Mut haben, das, was sie für richtig erkannt haben, auch praktisch durchzuführen, ist denn doch noch eine zweite Frage. Die Angst vor dem Gerede des lieben Nächsten, der anderer Ansicht ist, wiegt oft weit schwerer als die festeste Überzeugung.

Daß ich aber die große Masse, das Gros der Menschheit bekehren werde, bilde ich mir selbst nicht ein. Die vielen, die mich sicher, ohne sich die Sache weiter zu überlegen, auslachen werden, will ich gar nicht einmal mitrechnen. Aber auch von denen, die ehrlich über diese Frage nachdenken, und die mir im Innern vielleicht nicht unrecht geben, werden mir kaum einige folgen.

Der Mensch hängt zu sehr am Überlieferten. Ob dies Überlieferte gut oder schlecht ist, ist für ihn Nebensache. Er bleibt dabei, auch deswegen, weil er als Herdentier alles genau so machen muß wie die meisten anderen Menschen. Leider ist die Hose schon seit Jahrhunderten vom Knaben unzertrennlich gewesen. Warum soll es jetzt mit einemmal anders werden?

Ich könnte mit Engelszungen reden, es würde nicht viel nützen.

Alles, was ich hoffen kann mit meinen Ausführungen zu erreichen, ist das, daß die Eltern jedenfalls einmal über die für ihre Söhne so schweren, oft nicht wieder gut zu

